

Zeitschrift:	Zürcher Taschenbuch
Herausgeber:	Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band:	33 (1910)
Artikel:	Erlebnisse und Beobachtungen am 6. September 1839
Autor:	Meyer-Ott, Wilhelm
Kapitel:	1: [Erster Teil]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-985775

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

I.

Einleitung.

Die Bewegung der jüngsten Tage hat ohne Widerrede zwei Motive, das kirchliche und das politische. Wie das letztere sich konnte geltend machen, ist hie und da in den Zeitungen mit Sachkenntnis entwickelt, hingegen über die kirchliche Seite meines Wissens in keinem deutschen Blatte genügender Aufschluß erteilt worden. Und es ist sich darüber nicht zu wundern; gibt es ja in Zürich selbst der Leute genug, welche dieselbe zur Stunde noch misskennen und darum über manche Erscheinung der letzten Tage vor Erstaunen sich nicht zu fassen vermögen. Diese sehen das Ganze als ein gescheidt angelegtes Unternehmen an, um an die Stelle der bisherigen, durch ihr kostspieliges Regierungssystem dem Volke, den Aristokraten aber von Hause aus verhassten Regenten andere zu bringen. Daß aber, von dem Standpunkte solcher Überflügen aus angesehen, schon im Frühjahr dieses Unternehmens ganz fehlgeschlagen hatte, daß sie das Zentralkomitee mit mitleidigem Lächeln befristet und das Ganze eine verfehlte Spekulation geheißen, das haben die guten Leute vergessen, und daß es eines solidern Fundamentes bedurfte, um nach solcher kompletter Niederlage und nach Beseitigung des als Schlagwort hervorgestellten Strauß das vorgestecckte Ziel ein halbes Jahr später im vollsten Maße zu erreichen, kommt ihnen gar nicht in den Sinn. Wer aber mit dem Charakter unseres Volkes vertraut war, wer mit ihm dachte und empfand, dem blieb die Zuversicht in das spätere Gelingen.

Das Volk des Kantons Zürich, welches mit Ausnahme zweier erst seit 1803 hinzugekommenen katholischen Grenzdörfer der reformierten Konfession zugetan ist, teilt sich wesentlich in die industrielle

und die ackerbautreibende Klasse, in Fabrikler und Bauern. Unter den ersten haben die Vornehmen den Städtern eine Gering- schätzung des Kirchenbesuchs und eine Bespöttelung der positiven Religion abgelernt, und einige ihrer Untergebenen (meistens eingefessene Fremde) machen es den Herren nach. Im Ganzen aber ist das zürcherische Volk religiös, und ein Dorfpfarrer muß unter der Mittelmäßigkeit sein, wenn seine Kirche am Sonntag nicht angefüllt ist. Wo vollends dieser ein Mann von Geist und Herz ist, da genießt er eines unbedingten Vertrauens.

Diesem, wie sie es nannte, verderblichen Einfluß der Geistlichkeit entgegenzuwirken, war nun seit einigen Jahren das stete Bestreben der herrschenden radikalen Partei in der Regierung. Sie vertraute auf die ihr blindlings ergebenen zahlreichen Bezirks- und Gemeindebeamten, besonders aber auf den begünstigten Volkschullehrerstand. Die Kirche müsse durch die Schule ausgeschöpft werden, wurde den jungen Leuten, die zwei Jahre im Seminar von allem ein wenig gelernt hatten, in die Ohren geschrien; und der zwanzigjährige Halbwisser glaubte sich berufen, Männer von klassischer Bildung und vieljährigen Leistungen aus dem Sattel zu heben. Das Volk aber betrachtete jene mit Unwillen und schloß sich je länger je mehr an seine Seelsorger an.

Da kam im Februar die Berufung des Strauß, die Organisation des Zentralkomitees, dessen Widerstand gegen die Regierung und die Petition der 40,000 Bürger, worin Unterordnung der Schule unter die Kirche gefordert wurde. Das Zentralkomitee wurde damals von entschlossenen Freunden gleichsam auf den Knien gebeten, Gewalt zu brauchen. Aber es blieb standhaft. Die von den Radikalen so oft verhöhnten Häupter desselben, Hürlimann-Landis, Dr. Rahn, Pfarrer Meier¹⁾ u. a. erklärten:

¹⁾ Die Anmerkungen des Verfassers werden jeweilen mit * eingeschaltet, die des Herausgebers mit Ziffern. — Der hier erwähnte Pfarrer M. ist Pfarrer Maximilian Meier zu Glattfelden, *1800. (* = geb.)

„Ihr Freunde, wir wollen keine Revolution, wir werden auf gesetzlichem Wege verharren, und Gott wird uns helfen.“ — „Das ist ganz gut“, sagten wir Andere, „aber Ihr habt es mit schlechten Kerls zu tun, die Euch nur ausslachen. Laßt doch nur während des Großen Rats ein wenig unbewaffnetes Volk in die Stadt kommen; wir bitten Euch.“ — Da schrieb das Zentralkomitee an alle Gemeinden: „Wir erwarten von Euch, daß Ihr während des Großen Rats ruhig zu Hause bleibt und nicht nach Zürich kommt.“ Man gehorchte, aber Viele weinten vor Zorn. Der Große Rat trat zusammen und beschloß Straußens Entfernung; die Petition aber warf er gleichsam unter den Tisch, und einige Mitglieder ließen die empörendsten Äußerungen über Religion und Gottesdienst hören. Das Volk knirschte. Einige Männer des justen milieu intrigierten beim Komitee und versprachen bei den gleichzeitig eingetretenen Erneuerungswahlen von einem Drittel des Regierungsrats ihre Beihilfe zur Ausstözung einiger schlechten Subjekte. Diese dem Großen Rat zuständigen Wahlen wurden vorgenommen und jene schlechten Menschen alle mit großem Mehr wieder gewählt. Das war nach Ostern. Das Volk tobte; aber, hieß es, jetzt kommt die Feldarbeit. Nach dem Herbst wollen wir mit der Regierung abrechnen, nach dem Herbst!

Die Volksversammlung.

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und keinen Dank dazu haben.

Das Zentralkomitee hatte sich nun überzeugt, daß die Regierung, auf ihre Beamtenaristokratie gestützt, zu keinerlei Nachgiebigkeit zu bringen sei, und entwarf daher den Plan, in allen Gemeinden die Gutgesinnten zu einer engeren Verbindung zu organisieren, um bei allen Volkswahlen sich über die an

irgend eine Stelle zu wählenden Leute zu verständigen und so nach und nach auf eine allerdings Geduld und Ausdauer vor-aussehende Weise die Guten zur Herrschaft zu bringen.

Hinwider war der Regierung doch nicht ganz wohl zumute bei dem erlangten Siege. Ihre Blätter hörten nicht auf, das Komitee zu beschimpfen, und die Beamten bewachten mit Angstlichkeit jede seiner während des Sommers mit zunehmender Zurückhaltung getroffenen Maßnahmen. Die Regierung mochte Wind haben, daß ein paar ausgezeichnete Juristen mit dem Komitee in nähere Berührung getreten waren; und ebenso sehr mißfiel ihr, daß an des mit Tod abgegangenen sanften Eschers¹⁾ Stelle der als leidenschaftlicher Feind der Radikalen bekannte energische junge Spöndli²⁾ das Aktariat des Komitee übernommen hatte. Die bei der Tagssitzung anwesenden Gesandten der von der radikalen Partei beherrschten Kantone, hauptsächlich Baumgartner von St. Gallen und Kasimir Pfäfffer von Luzern, ermunterten die Regierung zu durchgreifenden Maßnahmen und machten ihr Vorwürfe über die im Frühjahr verratene Schwäche. Da erschien gleich einem Donnerschlag aus heiterem Himmel am 23. August ein Regierungsbefehl, wodurch den Gemeinden verboten wurde, aus Auftrag des Komitee, dessen Zwecke aufwieglerisch geheißen wurden, Versammlungen abzuhalten.

Hierauf allgemeine Bewegung im Lande. Das Komitee aber schrieb auf den 2. September eine Versammlung der Bezirks-Ausschüsse (etwa 300 Männer) nach Kloten aus, mit andern Worten eine Volksversammlung; denn wenn man in Zeiten von Gährung ein paar Hunderte speziell zusammenruft, so will man, daß fünfmal soviel Tausende erscheinen sollen.

Nun große Tätigkeit von Seite der Regierung und der radikalen Klubs. Erstere ließ die gedruckten Sendschreiben des

¹⁾ Ludwig Heinrich Escher, stud. jur., * 1814, † 15. April 1839.

²⁾ Heinrich Spöndli, nachmals Kantonsfürsprech, * 1812.

Komitee in der Druckerei wegnehmen und überwies vier als engerer Ausschuß konstituierte Mitglieder dem Kriminalgericht zur Bestrafung. Auch berief sie auf den 1. September ein Bataillon ein. Die radikalen Klubs beschlossen, in Masse an der Volksversammlung teilzunehmen, womöglich für einen Gegenantrag ein Mehr zu erzielen, und wenn dies nicht gelänge, Handel zu provozieren, damit polizeilich eingeschritten werden könne. Auf unserer Seite hingegen zeigte sich einige Entmutigung. Es ist ein gefehlerter Handel, sagten die Staatsklugen; das Zentralkomitee ist ein miserables Ding; bald fängt einem an davor zu ekeln. Hätte man nur im Frühjahr gehandelt! usw. Der Stadtrat in Zürich protestierte inzwischen kräftig gegen den Regierungsbefehl, den man nicht verstehen könne. Aufträge des Komitee habe die Stadt nie angenommen, aber wenn ein Bürger irgend einen Gegenstand, auch wenn er von dem Komitee herkäme, der Gemeinde vorlegen wolle, so werde man ihm dies, wie zuvor, gestatten müssen. Auch andere Gemeinden protestierten, und am 31. August erschien von Seite der Regierung eine mildere Proklamation, immerhin zweideutig genug, um daraus zu ersehen, daß von unserer Seite mit Kraft gehandelt werden müsse.

Vom Lande her vernahm man keinen Laut, ob viele, ob wenige nach Aarau ziehen würden. Alles still. Der Statthalter (Vollziehungsbeamte) des Bezirks Pfäffikon¹⁾, früher ein gepriesener Volksmann, schrieb an die Regierung, aus seinem Bezirk werde niemand teilnehmen, das Zentralkomitee habe dort alle Achtung verloren. Zudem stellte sich schlechte Witterung ein. Am Sonntag früh sagte ich einem Freunde zu, ihn im Wagen nach Aarau zu begleiten. Dasselben Tags wird mir erzählt: „Im Land hinten rüsten sie die Wagen und nehmen die Fahnen hervor.“ „Wer? Die Unfrigen oder die Radikalen?“ Die Antwort wußte

¹⁾ Heinrich Gujer von Bauma.

man mir nicht zu geben. Eine Anzahl Stadtbürger aber versammelte sich noch am Sonntag Mittag und beschloß mit einer Fahne zu Fuß nach Kloten zu ziehen. Die ganze Nacht hindurch regnete es in Strömen, und am Montag (2. September) früh war der Himmel grau wie ein Sack. Um 9 Uhr sollte das Volk versammelt sein.

Früh um 5 Uhr trete ich ans Fenster und sehe nichts als Regen. Da tönt es in der Straße leise: „Tratsch, tratsch, tratsch“, und ein Zug von zwölf ehrbar gekleideten Männern schreitet unter Regenschirmen einher. „Hurrah,“ dachte ich, „das kommt gut.“ Eine Weile später, tratsch, tratsch: wieder so ein Trüppchen. Jetzt ist gut Wetter im Land, wiederholte ich, und die Regierung wird das Arrestieren bleiben lassen.

Da sitzen wir nun, fünf Freunde, um 7 Uhr im bequemen Wagen und fahren zur Stadt hinaus. Außerhalb der Stadt sehen wir viele einzelne Wanderer dieselbe Straße ziehen. Eine Viertelstunde weiter, wo man eine lange Strecke Weges vor sich sieht, ist alles bunt von Regenschirmen. Da erkenne ich den alten Pfarrer von Knonau¹⁾ mit einem Trupp. „Vortrefflich,“ sagten wir; „wenn die Freiamtler (so heißen die Leute jenseits des Albis) kommen, die man hier sonst für die Gleichgültigsten hielt, so ist die Sache auf gutem Wege.“ Dann aber, je näher wir gegen Kloten kamen, desto ununterbrochener die Züge der Wanderer. Gar niedlich sahen die langen Reihen der bunten Schirme aus, wo sie über die Wiesen und durch die Hölzer zogen. Alle Gesichter heiter und fröhlich. Jetzt sind wir in Kloten. Ein ganzer Park von Chaisen ist aufgefahren, seitwärts an der Straße, diese gedrängt voll Menschen. Die Wirtshäuser gestopft voll, alle Fenster der Bauernhäuser mit Köpfen dicht besetzt. Wir gehen hinauf in den Saal des Wirtshauses zum Löwen.

¹⁾ Rudolf von Birch, * 1773.

Da sind unsere wackeren Fußgänger aus Zürich neben vielen Landleuten schon beim Frühstück und alles gemischt, Herr und Bauer, Fabrikant und Handwerker, Aristokraten und Liberale. Manche, die sich seit 1830 nie mehr begrüßt, schütteln sich herzlich die Hand. Von den Feinden sieht man nur selten einen über die Straße schleichen. Sie haben sich im nahen Bassersdorf versammelt, sind gar nicht zahlreich gewesen und auseinander gegangen. Aus dem Bezirk Pfäffikon sind mehr als tausend Freunde da, aus der acht Stunden entfernten Gemeinde Wald hundert Männer, alle in ihren Sonntagskleidern. Wir bezeugten ihnen unsere Teilnahme wegen des schlechten Wetters. „Ihr Herren,“ war die Antwort, „bei gutem Wetter hätten wir nicht kommen können, wegen der Feldarbeit. Der Regen aber macht uns nichts.“

Das Zentralkomitee war schon Tags zuvor eingetroffen und hatte die Nacht hindurch eifrig gearbeitet. Aufen am Dorfe, auf der Seite gegen Bülach, ist der Gasthof zum wilden Mann, wo sich zwei Chausseen kreuzen, folglich ein geeigneter Punkt zum Volke zu sprechen. Dort war der stärkste Volks- haufe beisammen. Als ich mich demselben näherte, traf ich gleich auf eine Masse blässer, zum Teil wirklich feiner, zum Teil schweren Kummer ausdrückender Gesichter. „Da sollte ich Bekannte finden, sagte ich zu ihnen, Ihr seid aus der hintern Gegend (so nennt man die Bezirke Pfäffikon und Hinwil), und wohl mag mich der eine oder andere vom Bataillon Usteri her erkennen?“ „Ja freilich, Herr Hauptmann“, antwortete einer und lüpste ein wenig die Mütze. „Wie geht's?“ fuhr ich fort, „jetzt habt Ihr wohl gleich mir im eigenen Hause Rekruten zu exerzieren. Die geben oft mehr Arbeit als die großen, und um dieser kleinen Mannschaft willen, denke ich, sind wir wohl beide hier.“ „Ja wohl, Herr Hauptmann, und will's Gott, werden wir etwas ausrichten.“ Solche und ähnliche Gespräche wurden

plötzlich durch viele Stimmen unterbrochen: „Der Herr Präsident, seht ihn dort!“, und auf dem Balkon des Gasthofes erschien Hürlimann-Landis mit einigen Begleitern, alle in schwarzer Kleidung.

Jakob Hürlimann von Richterswil, geb. 1796, Sohn eines rechtschaffenen und tätigen Fabrikanten war im Jahr 1804 mein Schulkamerad in der Elementarschule und schon damals wegen seiner Offenheit und Freundlichkeit bei seinen Genossen wohl gelitten. Wenige Jahre später mußte er schon seine Zeit zwischen der Schule und dem Comptoir teilen und wurde der ersten ziemlich früh ganz entzogen. Französisch und Italienisch lernte er in einem Privatinstitut, und die schönen Kenntnisse, die er daneben besitzt, hat er alle sich selbst zu danken. Der Abgang an klassischer Bildung tritt in seinen öffentlichen Reden hie und da an Tag. Zu häufige Anwendung fremder Wörter, geschraubte und schwülstige Phrasen, auch Kaufmännische Barbarismen sind darin nicht selten; aber im mündlichen Vortrag verdeckt dessen Lebhaftigkeit zum Teil diese Mängel dem Zuhörer. Hürlimanns politische Grundsätze sind rein demokratisch. Er will in unserm Freistaat keine Privilegien, er huldigt unbedingter Freiheit, aber er ist ein echt religiöser und sittlicher Mann. Vor einigen Jahren Mitglied des Großen Rates, hatte er wegen seines schwachen Gehörs die Stelle aufgegeben und sich ausschließlich seinen Geschäften als Gerant eines der ersten Etablissements unseres Kantons und der Teilnahme an gemeinnützigen Unternehmungen gewidmet, als ihn, den sehr reichen und friedlich gesinnten Mann, die Straußische Sache plötzlich an die Spitze des bewegten Volkes rief. Er ist von mittlerer Statur, mager, blassem Gesicht, schwarzen, glatten Haaren, und um seinen Mund spielt ein leichtes Lächeln. Bei seinen tausend Fabrikarbeitern, bei allen Gemeindegenossen steht er seit langem in hoher Achtung, und diese hat sich nun bei dem ganzen zürcherischen Volke in

solchem Maße gesteigert, daß schon hie und da einer zu verstehen gegeben hat, der Mann sei von Gott zum Propheten auserwählt. Er selbst, obßchon von Schwärmerei durchaus entfernt, erkennt den göttlichen Ruf in der ihm plötzlich ohne sein Zutun eröffneten Wirksamkeit und folgt demselben mit einer Hingebung und Seelenruhe, die allen, welche ihn in kritischen Momenten beobachteten konnten, warme Anhänglichkeit und unbedingtes Zutrauen einflößt.

„Heil Dir, Du christliches Volk des Kantons Zürich.“ so begann sein Gruß. „Du hast empfunden den Ernst des Augenblickes und bist herbeigeeilt aus allen Gauen Deines Vaterlandes zum Schutze Deiner heiligen Religion.“ Diesen und mehrern Worten herzlicher Begrüßung und Ermunterung schloß er eine historische Skizze der Bestrebungen des Zentralkomitee seit dessen Entstehung an, erinnerte, mit welchem Eifer das Volk Straußens Entfernung und Garantien, daß kein zweiter Strauß wiederkehre, verlangt habe; wie die Regierung, wiewohl mit Widerwillen, dem ersten Punkt entsprochen, allen übrigen Wünschen des Volkes aber ihr Herz verschlossen habe, das allen Vorstellungen unzugänglich und verstockt geblieben sei „wie das Herz des Pharao“. Da habe das Zentralkomitee beschlossen, nicht zu wanken, sondern auf gesetzlichem Wege fortzufahren in seinen Bemühungen. Jetzt aber, da diesem von Seiten der Regierung Verfolgung drohe, trete es zum erstenmal vor das versammelte Volk, nicht um zu vernehmen, ob dies des Komitees Benehmen gutheiße, davon seien die Männer des Komitees ohnehin überzeugt, sondern damit der Regierung über die Gesinnung des Volkes kein Zweifel übrig bleibe. Wenn man also die Schritte des Komitees gutheiße und auf der angetretenen Bahn weiter vorwärts gehen wolle, „so sprechet ja!“ Ein allgemeiner Jubelruf war die Antwort. So werde man nun, fuhr der Redner fort, zu den Geschäften schreiten. Ein Zeichen der Glocke solle die Mitglieder der Be-

zirksausschüsse nach der Kirche berufen. Den Zug werde man erkennen an der vaterländischen Fahne, die ihm vorgetragen werde. „Macht ihm freundlich Platz und drängt nicht nach, drückt nicht, damit Ordnung bleibe.“ Die von den Ausschüssen nicht besetzten Plätze seien für das Volk. Da aber nur der kleinere Teil in der Kirche Platz finde, so müssen sich die übrigen im Freien gedulden. Von Zeit zu Zeit aber werde von dieser Stelle (dem Balkon) das Volk durch Redner über alle in der Kirche vorgegangenen Verhandlungen und Beschlüsse unterrichtet werden.

Während dieser Rede hatte der Regen auch nicht eine Minute innegehalten, und doch durfte kein Schirm aufgespannt sein, um die Blicke nach dem Redner hin und auch den Schall seiner Stimme nicht zu hemmen. Dennoch wich von der ganzen Masse kein Mann, und mancher greise Schädel blieb die ganze Zeit über völlig entblößt. Bald darauf erfolgte der Zug nach der Kirche. Ich blieb draußen beim Volke und benutzte die eintretende Pause, um einen Freund zu besuchen. Inzwischen kam von Zürich der Bericht, es habe sich ein Teil des einberufenen Bataillons geweigert, Munition zu fassen, da es nicht gesinnt sei, sich wider seine Väter und Brüder gebrauchen zu lassen. Der Eindruck, den diese Botschaft machte, lässt sich denken. Sie erfreute um so mehr, als der unter unsfern Auszügerbataillons bestehende Bereitschaftstour nicht berücksichtigt und dieses Bataillon vorzugsweise einberufen worden war, weil dessen Bezirk für straßisch gesinnt galt. Gerade dieser Umstand machte aber die Mannschaft höchst unwillig. Man hielt sie den ganzen Tag in der Kaserne konsigniert, mit Ausnahme einer Kompanie, die bei dem eben durchreisenden Großherzog von Baden die Ehrenwache versehen sollte. Dieser Fürst hielt sich jedoch nicht auf, sondern reiste, wenn ich nicht irre, über Basel nach Hause. Auch in Aarau passierten mehrere vornehme Herrschaften durch. Sie stützen

beim Anblick der gewaltigen Masse, aber ruhig öffnete sich ihren Wagen die Gasse durch das Volk, und freundlich grüßend fuhren sie hindurch. Einer aber, wie es schien, ein Britte, hielt an, stieg aus und wohnte bis ans Ende der Versammlung bei.

Zwei Stunden mochten seit dem Zuge zur Kirche verstrichen ein, und immer hatte das Volk geduldig im ununterbrochenen Regen ausgeharret, als endlich der Jubelruf erschallte: „Sie kommen, sie kommen!“ Da trat auf den Balkon der große Bindschädler von Männedorf, ein stattlicher, blonder Herr, schwach im Reden aber entschlossen im Handeln (wie er seither bewiesen hat), und mit gewaltiger Stimme rief er: „Auch mir ist es vergönnt, im Namen unseres Erlösers Dich zu begrüßen, geliebtes Volk! Lange hast Du hier ausgeharrt; aber so Gott will, nicht umsonst. Hier bringe ich Dir etwas (indem er einen Bogen Papier hoch empor hielt) das Dich freuen soll. Du wirst vernehmen, daß dort im Tempel des Herrn gearbeitet worden ist. Einen großen Schritt sind wir vorwärts gegangen, liebe Freunde, wie Ihr sogleich hören werdet.“ Er schloß mit einem Segenswunsch und überreichte das Papier dem an seiner Seite stehenden Pfarrer Bernhard Hirzel von Pfäffikon, einem feurigen jungen Mann, der sich als Orientalist einen literarischen Ruf erworben hat. Dieser verlas nun die von Hürlimann in der Kirche an die Ausschüsse gehaltene Anrede, worin die Anträge des Zentral-Komitees vorgetragen und entwickelt sind. Sie ist seitdem gedruckt worden, enthält einige sehr schöne Gedanken, verbreitet sich aber dann zunächst über unsere Lokalangelegenheiten in kirchlichen und Schulsachen.

Indes das Volk abermals im stärksten Regen diesen ziemlich langen Vortrag und einige kräftige Zusätze Bernhard Hirzels in tiefer Stille anhörte, wurden in der Kirche die entscheidenden Beschlüsse gefasst. Vorerst wurde eine nachdrückliche Adresse an die Regierung gutgeheißen, wodurch die Bezirksausschüsse im

Namen der 40,000 christlich gesinnten Bürger verlangen, daß die wider das Zentralkomitee ausgesprochene Anschuldigung der Aufwiegelei widerrufen und die Beamten, welche gegen dasselbe eingeschritten waren, zur Rechenschaft gezogen werden sollen. Unverzüglich wurden 22 Deputierte (zwei aus jedem Bezirk) erwählt, um mit dieser Adresse in der nämlichen Stunde nach Zürich zu reisen und sie der Regierung einzugeben. Diese Wahl fiel auf allgemein geachtete und angesehene Männer, denen einige der vorhandenen Wagen zur Verfügung gestellt wurden, worin sie alsbald abreisten. Ein zweiter Beschuß betraf eine festere Organisation der Gesellschaft in den Gemeinden, um namentlich bei den Wahlen das Übergewicht über die feindlich Gesinnten zu erhalten. Der dritte Beratungsgegenstand war eine an den Grossen Rat zu richtende Petition, wodurch die im Frühjahr von ihm abgewiesenen Wünsche aufs neue vorgebracht werden sollten. Da geschah es dann, daß Herr Leonhard von Muralt, ein von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogener, aber für wohlätige Zwecke immer eifriger Mann, das Begehren stellte, von dem Grossen Rat eine kategorische Erläuterung des § 4 der Staatsverfassung zu verlangen, der als Landesreligion die christliche nach dem evangelisch-reformierten Lehrbegriff bezeichnet. Es sei Zeit, meinte der Redner, daß einmal deutlich ausgesprochen werde, welches das Fundament dieses Lehrbegriffes sein solle, und er finde dasselbe ausschließlich in den heiligen Schriften des alten und neuen Testamentes nach ihrem vollständigen und unverfälschten Inhalt, ohne Mehrung noch Minderung. Ein donnernder Beifall folgte diesen Worten von Seite der sonst die ganze Zeit hindurch in würdevoller Stille verbliebenen Versammlung und legte zum Erstaunen manches bloß politischen Parteimanns die Lebendigkeit des kirchlichen Motivs in dieser Volksbewegung zutage.

Die Mitteilung dieser Petition an das draußen auf dem Platze harrende Volk folgte unmittelbar nach. Zwei ausgezeichnete

Volksredner, Pfarrer Maximilian Meier in Glattfelden und Dr. Rahn-Escher, traten nacheinander auf und erzeugten jene hehre Begeisterung, die sich nicht in Ausrufen und Händeklatsch, sondern in der stillen Rührung jedes einzelnen kundgibt. Meier erklärte die Petition in der schmucklosen ruhigen Rede eines treuen Freundes zum Freunde. „Das Wort Gottes, klar und einfach, wie wir es von unsren Vätern empfangen haben, wollen wir auch unsren Kindern und Enkeln überliefern.“ Während er sprach, begann der Himmel sich aufzuklären, und sein freundliches Blau, das nach und nach über den größern Teil des Horizontes sichtbar wurde, schien das gesegnete Ende unserer mit Gott begonnenen Unternehmung anzudeuten. Dann trat Dr. Rahn auf, warf einen Rückblick auf die Verhandlungen des Tages und dankte dem Volke für seine Treue und Ausdauer. „Dich segnen alle Christen im engern und weitern Vaterlande. Deiner gedachten im Gebet die Gläubigen der entfernten Länder. Auf „Dich sehn aus dem Aufenthalte der Seligen herab die Dir vorangegangenen Väter, Deine Eltern, die bei der heiligen Taufe das hier von Dir erneuerte Gelübde der Treue gegen Deinen Gott und Deinen Erlöser in Deinem Namen abgelegt; sie sagen: „Herr dort stehn sie, die Du uns anvertraut hast.“ „Dich segnen Zwingli und die Helden, welche für die reine evangelische Lehre ihr Blut freudig geopfert haben.“ Auch der Brüder der andern Konfession im Vaterlande und ihrer christlichen Teilnahme wurde gedacht. Während dieses Vortrages entblößten sich alle Häupter. Hunderte suchten ihre Tränen zu verbergen, indem sie den Hut oder die Mütze vor das Gesicht hielten. Einzelne Greise hörte ich rufen: „Ja, so ist es, es ist alles wahr, Gott sei mit Euch, Gott segne Euch, Ihr lieben Herren!“ Zuletzt erschien auch Hürlimann, dankte mit herzlichen Worten, ermahnte zu ruhigem Benehmen während der Heimkehr, verabschiedete und segnete das Volk.

Als Hürlimann geendet hatte, lösten sich die gewaltigen Knäuel auf, und nach allen Seiten hin traten die Scharen den Rückweg an. Es war ungefähr 2 Uhr. Freundliche Witterung begünstigte denselben, und ein glänzender Sonnenuntergang beleuchtete den Einzug Bieler in die heimischen Dörfer.

In Kloten weilten noch die Mitglieder des Zentralkomitee, um die Rückkehr der Deputierten abzuwarten. Andere Freunde setzten sich zu Tische, um sich ein wenig zu erfrischen. Doch waren im ganzen Dorf kaum noch ein paar hundert Männer beisammen. Auch unser Kutscher war schon befehligt, einzuspannen. Da kommt von Zürich her Oberstleutnant Bürkli,¹⁾ welcher der Versammlung ebenfalls beigewohnt hatte, in gestrecktem Galopp zurückgefahren, springt aus dem Wagen und bringt die Botschaft, unsere 22 Deputierten seien sämtlich arretiert. Sein Gewährsmann war der Kassier des Bankierhauses Schultheß, dessen einer Chef noch in Kloten zu Tische saß, der andere bei der Deputation sich befand. Bürkli hatte den Kassier auf dem Wege getroffen, den atemlosen Mann zu sich in den Wagen genommen, rasch umgewendet und allen Volkshäusen, die ihm noch begegneten, vorläufige Kunde von diesem „Gerüchte“ gegeben.

Nun entstand ein gewaltiger Tumult unter den noch Anwesenden. Einige erblassten, andere jubelten: „Hurrah! jetzt geht's los, jetzt soll sich's zeigen, ob noch Schweizerblut in unsren Adern fließt.“ Wieder andere riefen: „Gilt zur Kirche und zieht die Glocken an!“ — Da erschien Hürlimann. Seine ersten Worte waren: „Das ist nicht möglich, es kann nicht Gottes Wille sein.“ Sogleich aber fragte er ruhig: „Wo ist der Mann, der die Nachricht brachte?“

Der arme Kassier trat nun hervor und erzählte, von schwerem Keuchen unterbrochen, gleich nach Ankunft der Deputierten, die

¹⁾ Georg Bürkli, Erbauer des hintern Tiesenhoes, an dessen Stelle heute die Eidg. Bank steht, *1793.

im Kasino abgestiegen waren, sei eine Anzahl Landjäger (Gendarmen) in die Wohnung des Bürgermeisters beschieden worden, und auf dem Wege dahin habe einer derselben dem Bruder¹⁾ des Dr. Rahn-Escher die Worte in die Ohren geraunt: „Jetzt geht's ans Arrestieren.“ Von diesem Bruder Dr. Rahns habe er selbst diese Nachricht. (Man muß wissen, daß das ganze Landjägerkorps bis zum letzten Mann der guten Sache schon seit dem Frühjahr ergeben war.) „Dass also unsere Deputierten wirklich arretiert sind, wissen wir noch nicht,“ sprach Hürlimann, „aber einen kleinen Augenblick Geduld; wir werden bald im Klaren sein.“ — „Aber,“ fragte jemand, „gesetzt den Fall, man habe sie arretiert, dürfen wir dann läuten?“ — „Dann“, antwortete er ruhig, „wird Sturm geläutet, jeder ergreift die erste beste Waffe, und Jung und Alt marschiert nach Zürich.“ Nun wurden bei offenen Türen aufs ungenierteste die zu ergreifenden Maßregeln verhandelt, es wurde laut ausgesprochen, daß die Regierung auch ohnehin abgesetzt sein müsse, auch daß man auf die erste Nachricht von Truppenaufgeboten aus andern Kantonen den Sturm wolle ergehen lassen usw. Ein Landmann äußerte: „Meine Herren, ich hege das Vertrauen zu Zürichs Bürgerschaft, daß, wenn im Moment der Abreise dieses Boten unsere Deputierten festgenommen waren, sie in diesem Augenblick schon befreit sind.“ — Dieses schöne Vertrauen war nicht unverdient. Auf die erste Sage hin hatte der kräftige Stadtrat Ghisi²⁾ schon zu allen Glocken Leute beordert, und es bedurfte nur eines Winkes, so intonierte das Große Münster den Sturm.

Aber siehe! Da kommen unsere Deputierten wohlbehalten zurück. Der Bürgermeister Hefz hatte sie freundlich empfangen und seine Verwendung für Erfüllung ihrer Wünsche zugesagt.

¹⁾ David Rahn, nachmals Bezirksgerichtspräsident, *1811.

²⁾ Der nachmalige einflußreiche Stadtschreiber, *1803.

Unmittelbar darauf ließ er den Regierungsrat zusammenrufen; denn eben zu diesem Behufe hatte er jene Landjäger zu sich bestellt.

Nun trennten sich alle Freunde in Kloten und reisten nach Hause. Diejenigen Züge, welche zu Fuß durch Zürich kamen, zogen schön geordnet und vaterländische Lieder singend durch die Stadt. Ein ansehnlicher Trupp von ein paar hundert Mann verfügte sich noch zum Kasino, um denjenigen der 22 Deputierten, welche nicht mehr nach Kloten zurückgekehrt, sondern gleich zu Hause geblieben waren, ihre Unabhängigkeit zu bezeugen, und viel Volk aus der Stadt strömte ihnen nach. Escher-Schultheß¹⁾ dankte ihnen und beruhigte sie, worauf sie friedlich nach Hause gingen.

In der Stadt war ein gewaltiges Treiben den ganzen Tag hindurch. Es wurde wenig gearbeitet und viel nach Neuigkeiten gefragt. Die Truppen blieben in der Kaserne konsigniert.

Die Stadt Winterthur hatte mit scheelen Augen der Sache zugesehen. Auch dort war mancher redliche Mann uns zugetan; aber eine radikale Mehrheit schüchterte die Guten ein. Es wurde ausgestreut, das Volk des Bezirkes Hinwil wolle die Stadt Winterthur anzünden, und die Bürger wurden bewogen, sich im Stillen zu bewaffnen. Den in Kloten anwesenden Männern von Hinwil kam dieses zu Ohren. „Wir wollen den Winterthurer zeigen,“ sagten sie, „daß wir keine Mordbrenner sind“, und so nahmen sie den Rückweg durch das seitwärts gelegene Winterthur und zogen Psalmen singend durch dessen Straßen der Heimat zu.

Abends spät vernahm man in Zürich, der Regierungsrat habe beschlossen, den in der Adresse gestellten Forderungen nicht zu entsprechen, dagegen auf Montag den 9. September den Großen Rat einzuberufen.

¹⁾ Heinrich E., alt Oberamtmann von Wädenswil, *1777.

Die Gährung.

Es ist ein Rennen, ein Zusammenlaufen
Bei allen Bürgern, niemand weiß die Ursach.

Jedem, der in Kloten gewesen war, überhaupt jedem denkenden Mann war es klar, daß die Regierung sich nicht mehr werde halten können. Man durfte annehmen, daß die Männer von Kloten zu Hause durch ihre Erzählungen die Gemüter aufs äußerste aufregen würden und daß der ersten drohenden Bewegung von Seiten der Regierung ein gewaltsamer Ausbruch unmittelbar nachfolgen müsse. Die Mehrheit des Regierungsrats sah das Schwierige seiner Stellung wohl ein und trachtete einzigt, die Ruhe des Landes bis zum Zusammentritt des Großen Rates zu erhalten; eine Minderheit hingegen wollte zur Behauptung ihrer Regentenstühle das Äußerste wagen und die Hilfe des sogenannten Siebnerkonfordes in Anspruch nehmen. Die Gesandten der in demselben begriffenen Stände (Bern, Luzern, Solothurn, St. Gallen, Aargau, Thurgau und Basellandschaft) hielten häufige Konferenzen und anerboten der Regierung ihre Vermittlung oder bewaffnetes Einschreiten; allein die gedachte Majorität lehnte es ab. Sie wollte dem Volk eine friedliche Gesinnung zeigen und entließ aus diesem Grunde schon am Dienstag den 3. September das einberufene Bataillon. Dessenungeachtet wurde auf unserer Seite jede Bewegung der Gegner mit dem größten Misstrauen beobachtet und auf alle möglichen Fälle Bedacht genommen. Es wurde von unsfern obersten Leitern abgeredet, am 9. September im Großen Rat auf die Auflösung dieser Behörde anzutragen (mit andern Worten eine Revolution zu machen). Man sah sich nach den Männern um, welche die provisorische Regierung bilden sollten, erforschte die Gesinnung der Gesandten der uns geneigten Kantone, wobei die treuen, alten Eidgenossen der drei Urstände (Uri, Schwyz und Unter-

walden) die besten Zusicherungen gaben, und dachte überhaupt auf Mittel, den Übergang in eine andere Ordnung mit möglichstem diplomatischem Anstand zu bewerkstelligen. Indes aber in den höhern Regionen mit dieser Zartheit verhandelt ward, ging man in den untern etwas handgreiflicher zu Werke. Den Gemeinden wurde vom Ausschuß des Komitees zugeschrieben, wie die Regierung nicht entsprochen habe, daher möge man wachsam sein; privatim wurde hinzugefügt, daß auf den Großen Rat möglichst viel Volk in die Stadt kommen solle, um jenem zu imponieren. Auf offener Straße verhieß man sich, wenn der Große Rat nicht nachgebe, ihn diesmal mit dem Stocke auszainanderzujagen. Am Dienstag reichte jemand dem Ausschuß des Komitees einen Entwurf zur Organisation eines Landsturmes ein, für den Fall, daß von der Regierung Gewalt gebraucht würde, und den Freunden am See wurde über die Notwendigkeit militärischer Vorbereitungen geschrieben. In Zürich waren die Bürger in gespannter Erwartung: „Geht's bald los?“ — „Laßt Euch nicht überraschen. — Schmiedet das Eisen, während es warm ist“ und dergleichen. Doch neigte sich in der Stadt die große Mehrheit zu der Ansicht hin, daß wir nicht die erste Glocke ziehen dürfen.

Die Lage der Stadt war nämlich sehr delikat. Tat sie den ersten Schritt zur Revolution, so hieß es vielleicht: „Sehet, die Aristokraten sind an der ganzen Geschichte schuld; es handelt sich nur um Herstellung städtischer Privilegien und um Unterdrückung der Landschaft.“ Blieb aber Zürich ruhig, so war zu besorgen, daß isolierte Ausbrüche erfolgen und aus Mangel eines leitenden Mittelpunktes fehlgeschlagen könnten, oder daß es heiße: „Sie wollen nur ernten und andere säen lassen. Das Leben der Bauern achten sie nichts und sorgen nur für die eigene Haut.“ Es bedurfte daher eines ruhigen und entschlossenen Führers, um die Kraft zurückzuhalten und erst im günstigen Moment losbrechen zu lassen; und diesen Führer besaßen wir

auch an dem Präsidenten des Stadtrates, Oberstleutnant Eduard Ziegler. Denn als am Donnerstag (5. September) jemandem von Seite eines Regierungsgliedes die, wie sich später zeigte, voreilige Kunde von der Existenz eines radikalen Komplottes zufam, mit dem ausdrücklichen Anhang, es habe dasselbe einen Rückhalt in einem Aufgebot von vierzigtausend Mann aus Bern und den andern Konföderationskantonen und „wenn Ihr nicht unverzüglich loschlägt, so geht es Euch in sechs Stunden an den Kragen“, so wurde Ziegler unverzüglich ersucht Sturm läuten zu lassen. Darauf gab er gelassen zur Antwort, seine Pflicht sei, Ruhe und Ordnung zu erhalten, solange von Seite der Regierung keine Gewalt wider uns angewendet werde; und was die Truppen aus andern Kantonen anbetreffe, so sei es früh genug, auf Maßregeln wider dieselben zu denken, wenn man bestimmt wisse, daß dergleichen wirklich aufgeboten seien; aber auf so vage Nachrichten hin, wie die gegenwärtige, müsse man sich nicht zu übereilten Schritten hinreißen lassen.

Unterdessen machte jenes Gerücht die Reise durch die Stadt mit dem Zusätze, in einer halben Stunde ergehe der Sturm, und jetzt schon zeigte sich, wie gut die Bürger dachten, denn die meisten waren voll Freude und harrten mit Sehnsucht des ersten Glockenschlags; auch die wenigen Landleute, die in der Nähe waren, entbrannten sogleich, und es wurde von Vielen Pulver und Blei gekauft. Noch im Vormittag beeilte sich die Polizei, dem Publikum die Grundlosigkeit des Gerüchts und die friedliche Stimmung der Regierung zu versichern. Aber schon hatte Dr. Rahn dem Pfarrer B. Hirzel in Pfäffikon diese Nachricht mit der Mahnung mitgeteilt, den Landsturm vorzubereiten, und da Hirzel gleichzeitig von Hinwil und Winterthur ähnliches berichtet wurde, so dachte er, es sei die Zeit zum raschen Handeln gekommen. Abends 7 Uhr wurde in Pfäffikon Sturm geläutet, und alle Glocken der Nachbargemeinden folgten nach.

Die Bürgergarde.

Da langt der Mann das Schwert hervor
Aus Friedens Hut,
Prüfts mit dem Finger auch zuvor;
Es schneidet gut.

Versehen wir uns nun in das Haus eines nicht eigentlich ruhigen, aber ehrbaren Bürgers in Stadelhofen. Derselbe war ein wenig mürrisch zu Bette gegangen, denn daß der Stadtpräsident nicht hatte läuten lassen, wurrte ihn gewaltig. Er fasste also den Entschluß, seinen Ärger zu verschlafen, legte sich aufs rechte Ohr und schlief sogleich ein. Allein um Mitternacht hört unser Bürger das Geläut der Hausrücke, und gleich darauf kommt die im untern Stocke wohnende Schwägerin herauf und erzählt, ein Nachtwächter habe Herrn M. gesucht, der im nebenstehenden Hause wohnt, um jenem Herrn M. zu sagen, er möchte vollständig bewaffnet aufs Stadthaus kommen, da im Bezirk Pfäffikon der Sturm ergangen sei. „Liebes Weib“, sagt nun der Bürger zu seiner treuen Hälfte, indeß er sich ankleidet, „geh einmal auf den Boden, aber sei vorsichtig mit dem Lichte, und bringe mir die Schachtel mit den Patronen.“ „Aber, mein Lieber, nicht dich verlangt man, sondern den andern M.“ „Ja, ich verstehe schon, aber hole mir nur die Schachtel“. „Nun da ist sie; aber sage mir, bist du nicht verpflichtet, bei eintretendem Alarm auf dein Bureau zu gehen?“ „Ja, mein Kind, ich werde gehen, sobald ich kann.“ Und husch, war mein Bürger beim Bette Nachbar, und beide marschieren mit spiegelblankem Gewehr durch die stillen Straßen in der sternenhellen Nacht aufs Stadthaus, in dessen Hausrücke eine gute Zahl Bewaffneter versammelt ist und von alten Offizieren, die in Holland und Frankreich gedient haben und urplötzlich, ihren funkelnden Augen nach zu urteilen, um 25 Jahre jünger geworden sind, in Reih' und Glied gestellt wird.

Da steht nun der friedliche Bürger auf dem Scheideweg zwischen Neigung und Pflicht. Er dachte auf dem Stadthaus seinen Vorgesetzten vom Bureau zu finden und ihn zu fragen: „Darf ich für ein paar Stündchen mitmachen?“ Indes er nun ängstlich unter den versammelten Bürgern (es mochten vorerst etwa 40 sein) forscht, faszt ihn ein Offizier barsch am Arm: „Hierher, Herr M.“ Ein Anderer legt mit boshaftem Lächeln um den linken Arm des Geängstigten eine weiße Binde, und in der nämlichen Sekunde kommandiert ein Dritter: „Achtung! Schultert Err! Rechts um! Marsch!“ und der friedliche Bürger ist, ohne zu wissen wie, zum Soldaten umgewandelt und marschiert in Gesellschaft von dreißig andern Taugenichtsen seines Schlages mit dem Kassenschlüssel in der Tasche, nicht zwar sehr traurig, aber ganz verwundert zur Stadt hinaus.

Vor dem Abmarsche hatte Ziegler uns gesagt, es solle eine Kolonne Landsturm gegen die Stadt im Anmarsche sein; die Herren Rahn und Spöndli als Mitglieder des Zentralkomitees werden diesen Leuten entgegengehen, um zu vernehmen, was sie beabsichtigten; wir 30 Mann seien den genannten Männern zur Eskorte gegeben und haben ihre Befehle zu empfangen. Noch war es in der Stadt ganz stille, nur einzelne Bewaffnete sah man hie und da ruhig dem Stadthause zugehen. Noch stiller war es außerhalb der Stadt in der Gemeinde Neumünster. Alles schlief in größter Ruhe. — Wir zogen hinaus nach Hirslanden, eine gute Viertelstunde von der Stadt, und quartierten uns im dortigen Wirtshaus ein, nachdem die nötigen Schildwachen ausgestellt waren. Immer hatten wir die Ohren gespitzt, ob vom See her kein Läuten zu vernehmen sei. Eine Lärmkanone ließ sich hören, das gewöhnliche Signal einer Feuersbrunst; aber da nur ein Schuß geschah und kein Geläute nachfolgte, wußten wir, daß es mit dem Landsturm, wie sich nachher bestätigte, in keiner Verbindung stand. Inzwischen dampften Pfeifen und Zigarren,

und in Erwartung des bestellten Kaffees sah man vorerst die Kameraden recht an und freute sich, hier bei einander zu sein. Es war eine gut ausgewählte und trefflich gesinnte kleine Truppe.

Indes wir uns aber mit heitern Gesprächen die Zeit verkürzten, waren die beiden Kommittierten in sichtbarer Unruhe. Daß am See alles still blieb, ließ sie befürchten, der Aufbruch der hintern Gemeinden sei ein vereinzelter Versuch und dem Miszlingen ausgesetzt. In der Eile, womit wir unter die Waffen gerufen wurden, hatte man nicht daran gedacht, einige berittene Männer als Ordonnanzen zu berufen, die man gerade in diesem kritischen Momente nach allen Richtungen hätte abgehen lassen können. Überhaupt hatte sich das Komitee den Fall eines vorzeitigen Ausbruches nicht deutlich gedacht, sondern alle seine Maßnahmen auf den kommenden Montag berechnet und fand sich daher ein wenig überrascht. Der besonnene Rahn schien sich zum Zurückhalten, der ungeduldige Spöndli zum Losbrechen hinzuneigen. So mochte eine Stunde verstrichen sein, da ertönte der Ruf: „Wacht ins Gewehr!“, und zwei Reiter kamen in scharfem trab von Wytkon hergeritten und fragten nach Dr. Rahn. Sie brachten einen Brief vom Pfarrer zu Uster, des Inhalts, es sei in ein paar Gemeinden der Sturm ergangen, aber noch sei keine wirklich aufgebrochen; er wünsche zu wissen, ob man marschieren solle. Rahn gab ihnen sogleich eine Antwort mit, welche zum Aufschub riet, insofern nicht die Bewegung eine solche Ausdehnung genommen habe, die auf einen sichern Erfolg rechnen lasse. Da ich bei der Truppe unter dem Gewehr stand, habe ich weder Brief noch Antwort gesehen. Hintennach ist gut reden, aber ich bezweifle, daß ich anders geantwortet hätte. Rahn wußte gar wohl, was Landessitte ist; er konnte demnach mit Sicherheit annehmen, daß die Seegemeinden, wenigstens die größten, von Pfäffikon durch Boten berichtet sein

würden. Und dennoch kein Geläute? Also herrschte am See Unschlüssigkeit, und ohne Hilfe des Sees durfte man sich keinen Erfolg versprechen. Es wurde der Rückmarsch nach der Stadt befohlen, da man nun sicher war, daß wenigstens von dieser Seite nichts heranziehe.

Glücklich, wer nichts zu befehlen und zu sorgen hat! Den Inhalt dieser Korrespondenz hatten wir gemeinen Knechte ungefähr so vernommen; aber sorglos sagten wir: „Laßt sie schreiben, morgen wird die Regierung doch über den Haufen geworfen!“ In dem Dorfe selbst war alles ruhig geblieben; nur ein paar Bauernknechte hatten sich voll Verwunderung unserm Wachposten genähert und uns um die Ursache unseres Besuches gefragt, dann aber mit hoher Freude den Zweck desselben vernommen und uns versichert, daß wir uns mitten unter Freunden befänden. Ohne die mindeste Störung marschierten wir gegen 3 Uhr in die Stadt zurück, wo in unserer Abwesenheit die Bewaffnung der Bürger aufs Eifrigste fortgesetzt worden war. Ein starker Posten stand vor Stadelhofen¹⁾, und auf dem Stadthause wimmelte es von bewaffneter Mannschaft.

Natürlich hatte die Bewegung unter den Bürgern die Regierung beunruhigt. Sie versammelte sich in der Nacht und verlangte von Ziegler Aufschluß über den Zweck der Bewaffnung. Mit Offenheit erklärte er, dieselbe habe zunächst keinen andern, als Schutz der Personen und des Eigentums; wenn hingegen die Regierung auf das Volk sollte feuern lassen, so stehe er nicht dafür, daß die Bürger mit dem Volke nicht gemüne Sache machten. Die Regierung erklärte sich durch diese Antwort befriedigt und bewilligte die Verabfolgung von Waffen aus dem

1) Beim Hause zum Falken an der Gabelung Kreuzbühlstraße-Mühlebachstraße. Das ist der Posten, der im Taschenbuch 1906 pag. 99, Anm. irrtümlicher Weise an die Ecke Talgasse-Neuenhofstraße verlegt wurde.

Zeughaus an die Bürger. Auch befahl sie dem Kommandanten ihrer Militärmacht, sich mit dem Chef der Bürgergarde, unserem Ziegler, ins Einverständnis zu setzen. Die Truppen der Regierung bestanden nämlich aus der jungen Mannschaft der zufälliger Weise im Dienst stehenden Militärschule, 100—120 Mann Infanterie, meistens Aspiranten auf Offiziersstellen, unter dem Instruktor Oberst-Lieut. Sulzberger (Bruder des Ingenieurs), und zwanzig Reiter unter ihrem Instruktor Major Uebel (früher Seconde-Lieutenant im 2. Preuß. Garde-Landwehr-Kavallerie-Regiment). Den Oberbefehl führte Oberst Salomon Hirzel, in der ganzen Schweiz als erfahrener Krieger geschätzt (er hat in Portugal und an der Berezina mit Auszeichnung gefochten) und auch bei den Bürgern wohl gelitten. Leider aber befand er sich durch seine spezielle Eigenschaft als Zeugherr (Chef des Arsenals) in einer schiefen Stellung, die auf seine Dispositionen einen fatalen Einfluß ausübte. Von den beiden Unterbefehlshabern als täglichen Genossen der radikalen Häupter war nur Schlimmes zu erwarten. Auch etwa 40 Studenten, meist aus andern Kantonen und Fremde, hatten der Regierung ihre Dienste angeboten und, da man sie beschwichtigte, wiederholt Waffen verlangt. Dies schlug man ihnen ab; denn da wäre sofort der Absatz des Landjägerkorps erfolgt und dieses vereint mit den Bürgern auf sie losgegangen. Später verlangten sie den Zutritt in die Bürgergarde, den man ihnen verweigerte, unter dem Vorwande, es seien keine Waffen mehr da.

Wir waren nicht lange von unserm Ausfluge zurück, und ich weidete meine Augen an der malerischen Konfusion im untern Saale des Stadthauses, wo sich bewaffnete Mannschaft um einen Tisch herumdrängte, darauf Papiere, Schreibzeug, Tabakspfeifen, heruntergebrannte Lichter, Trümmer von Käse und Brot, einzelne Waffenstücke, dann ein paar enorme Flaschen mit Wein in bunter Unordnung zur Schau standen, als ein Gemurmel durch die

Bürger ging, Nebel sei mit den Dragonern auf dem Münsterhofe aufmarschiert.

Gleich darauf wurde ich zu Ziegler gerufen, der mir diese Nachricht mit dem Beifügen mitteilte, es sei nötig zu wissen, ob Nebel die Verfüungen des Oberst Hirzel, der mit uns einverstanden sei, anerkenne oder etwa Befehle eines radikalen Komitees annehme. Zu diesem Ende solle ich eine Patrouille über den Münsterhof führen; lasse er sie passieren, wohl und gut; mache er mir Schwierigkeiten, so solle ich ihm sagen, man werde an Hirzel rapportieren; und wenn Nebel auch dann unsere Bewaffnung nicht respektiere, so werde man ihn als Feind behandeln. „Aber ganz höflich und so ruhig, wie ich jetzt zu dir rede, mußt du ihm dieses sagen.“ Ich nahm freudig vier Mann und führte sie hart an der Fronte der Reiter hinunter, ohne angehalten zu werden, dann pro forma durch ein paar Gassen und abermals an den Reitern vorbei. Da sahen wir Oberst Hirzel neben Nebel stehen und durften nun überzeugt sein, daß letzterer sich gefügt habe und wenigstens zwischen Bürgergarde und Militär einstweilen das nötige Einverständnis herrsche.

Wie der treue Gatte seinem besorgten Weib versprochen, so begab er sich dann auch, da vorerst nichts weiteres zu tun war, gewissenhaft aufs Bureau und erhielt von seinem lächelnden Prinzipal die Erlaubnis außer der Geschäftsstunde an den äußern Angelegenheiten Teil zu nehmen; wogegen er sein Eintreffen zur Geschäftsstunde bestimmt zusagte. „Vielleicht geht es vorher los,“ dachte er in seinem Innersten.

Ich ging wieder aufs Stadthaus, und es begann zu tagen. Da rief mich Dr. Rahn und sagte mir, der Landsturm sei auf der großen Straße über Dübendorf und Schwamendingen im Anmarsch und dessen Spitze schon in Oberstrasse eingetroffen. Er gehe ihm mit einer Eskorte von 20 Mann entgegen und wünsche, daß ich letztere führen und ihm auch für die Anordnung des

Einmarsches der Bauern an die Hand gehen möge. Freudig zog der kleine Trupp mit uns aus, und auf dem Wege verständigte ich mich mit Rahn dahin, das Volk auf dem Quai am rechten Limmatusfer halten zu lassen und nicht über die Brücken zu führen, zumal da uns berichtet war, ein großer Teil des selben sei unbewaffnet. Wenn dann aber Verstärkung vom See her eintreffen würde, so sollte im Einverständnis mit der Bürgergarde allmählig gegenüber dem Militär Terrain gefaßt und die Besitznahme des Zeughauses erwirkt werden. Nun kam uns die Botschaft, der Landsturm habe in Oberstræß (eine Viertelstunde vor der Stadt) Halt gemacht, und bald darauf stießen wir auf das daselbst ruhende Volk. Ich ließ halten und Gewehr beim Fuß nehmen; Rahn begab sich in das nahe Wirtshaus. Da erblickte mich Pfarrer Bernh. Hirzel und sagte mir, sein Volk wolle die Stadt nicht beunruhigen und werde deshalb, sobald die Antwort von der Regierung einträfe, wieder nach Hause gehen. Auf meine Anzeige, daß Dr. Rahn ihn suche, ging er ebenfalls in jenes Haus. Die Bauern traten um uns her. „Ihr seid früh aufgestanden," redete ich sie an, „und doch haben wir Euch noch früher erwartet. Wir glaubten schon um Mitternacht, Ihr würdet über Wytkon heranziehen, und harrten Euer vergeblich in Hirzlanden.“ Freudlich erwiderten sie, sie haben absichtlich den weitern Weg eingeschlagen, um andere Gemeinden an sich zu ziehen. Dann wiederholten sie Hirzels Zusicherung; ja, einer sagte: „Die Regierung soll ruhig an ihrer Stelle bleiben, sobald sie dem entspricht, was in Kloten geredet wurde.“ Der Platz, wo ich stand, gestattete mir nicht, die Menge zu übersehen, ich sah nur die vordersten 4 bis 500 Mann. Ihr Aussehen war miserabel. Die Mehrzahl schien der armen Fabriklerklasse anzugehören, alle in ihren schlechten, zum Teil zerrissenen Kleidern; einige ganz unbewaffnet, die meisten mit dicken Stöcken versehen; selten ein Bewaffneter mit rostiger Flinte.

Bauern versicherten mich, es käme sehr viel Volk nach; die Straße sei bis Schwamendingen gedrängt voll.

Nun nahte sich eine Regierungs-Deputation mit der Standessfarbe (dem Ratsdiener im weiß und blauen Mantel). Ich ließ meine Truppe das Gewehr präsentieren; die Bauern zogen die Hüte ab und machten Platz. Es waren die Regierungsräte Hegetschwyl und Melchior Sulzer, beides Gutgefinnte. Hegetschwyl schien beim Anblick des Volkes höchst betroffen, und ich habe seitdem aus sicherer Quelle vernommen, daß es dessen Wehrlosigkeit und auch numerische Schwäche waren, die ihn erschreckten. Die Deputation verfügte sich in das Wirtshaus.

Alle Umstehenden waren jetzt überzeugt, daß die Sache friedlich beigelegt würde, indem offenbar die gemäßigte Partei in der Regierung die Oberhand gewonnen hatte. Meiner Zusage eingedenk, übergab ich also, da die Geschäftsstunde nahte, das Kommando meiner Mannschaft einem Freunde, und bald hernach ging Dr. Rahn mit derselben nach der Stadt zurück. Als vollends die Regierungs-Deputation, welcher von Pfarrer Hirzel eine Frist von zwei Stunden zur Erteilung einer günstigen Antwort war zugestanden worden, mit Äußerungen der Zufriedenheit in der Stadt zurückerschien, glaubten Viele nicht nur an eine friedliche Verständigung, sondern besorgten sogar den Fortbestand der Regierung. Es war Freitag, der Tag des Wochenmarktes; viele Bauern vom See versicherten, bei ihnen werde von einer Bewegung nichts geahnt, und meinten, das Unternehmen sei voreilig und bleibe ohne Erfolg. Mehrere Kaufleute öffneten ihre Comptoirs; auf der Bank wurden die gewohnten Geschäfte vorgenommen, Geld aufgestellt und ausgegeben. Da ertönte gegen 9 Uhr vom benachbarten Neumünster her (so heißt die neue Kirche in Riesbach) das Sturmgeläute, und durch die Straßen ging der Ruf: „Sie sind da!“

Der Sturm.¹⁾

Die Glocke ruft mit lautem Zug;
Die Glocke ruft, das ist genug.

O Zürich, dein Gebet und deine Almosen erhalten dich! so lautet ein alter Spruch, mit dem uns in Augenblicken überstandener Gefahr redliche Miteidgenossen ihre freundliche Teilnahme zu bezeugen pflegten. Wie es heute mit dem Beten steht, weiß niemand als Gott; die Wohltätigkeit hingegen ist trotz alles überhand genommenen Unkrautes noch nicht verschwunden und hat diesmal reichlichen Segen gebracht. Vor einem Jahre brannte das Dorf Pfäffikon ab, in den ersten Tagen von Bernhard Hirzels Antritt der Pfarrei. Überaus reichlich fiel die Steuer; Viele erhielten aus Zürich mehr, als sie verloren hatten. Jetzt gab Pfäffikon den ersten Stoß zum Landsturm, seine Angehörigen verspritzten ihr Blut für die gute Sache und gaben das Muster von rechtschaffenem Betragen in der wildesten Aufregung.

Es war ungefähr 8 Uhr, als das Militär, welches bisher die Brücken besetzt gehalten hatte, eine neue Stellung einnahm, die ausschließlich die Verteidigung der Zeughäuser bezothen sollte. Der vordere Teil des Münsterhofes sollte behufs Durchpaß von den Brücken und der Storchengasse her nach der neuen Poststraße, sowie letztere selbst allem Volke frei und offen, die engen Zugänge zu dem alten Zeughause dagegen abgesperrt bleiben.

Auf dem hintern Teil des Münsterhofes hielten die Dragoner. Noch hatte ihnen Oberst Hirzel keine Patronen geben lassen; da soll ihnen Übel Schrot ausgeteilt und ihnen gezeigt haben, wie bei dessen Laden zu verfahren ist. Später erhielten sie dann

¹⁾ Vgl. das Plänchen im Jahrg. 1906 des Taschenbuches.

Patronen. Besonders aber fiel es auf, daß ein wilder, radikaler Häuptling¹⁾ zu Pferde den alle Bürgerspersonen abwehrenden Cordon überschreiten durfte und sich mit Übel längere Zeit unterhielt, da Oberst Hirzel gerade nicht auf dem Platze war.

Die Regierung saß im neuen Postgebäude und konnte zu keinem Schlusse kommen. Abzutreten hatten diese eigennützigen Menschen nicht im Sinn, und um Gewalt anzuwenden, fehlten ihnen die Mittel. Unbedingt in die Forderungen des Volkes einzuhwilligen, ging auch nicht, ohne sich vor den Augen aller Welt aufs schimpflichste herabzusezen. Darum suchten sie hin und her nach einem Mittelweg, und darüber verstrich die Frist.

Vom Zentralkomitee waren einige Mitglieder versammelt, und die übrigen erschienen nach und nach. Einige erbebten vor dem Schritt, den sie tun sollten, andere verlangten, die Stadt solle zuerst Sturm läuten. Auch Hürlimann traf ein, voll festen Willens, aber bewegt durch die Erfahrungen der vorhergegangenen Nacht. Er war von Pfäffikons Erhebung benachrichtigt worden; er hatte den Sturm in den obren Seegemeinden befohlen; der wackere Bindschädler war von einer Gemeinde zur andern geeilt, und nirgends hatte man seinen Befehlen Folge geleistet! Denn die Vornehmen hatten sich vor der Volksmasse gefürchtet, vor der Regierung gefürchtet, vor den Kugeln gefürchtet, mit einem Worte gefürchtet. Zwei Brüder Meyer²⁾ (von einer radikalen Zeitung im Frühjahr spottweise im Verein mit mir „das Helden drei“ genannt) reisten etwa um 3 Uhr nach beiden Seufern ab, Fritz auf das rechte, Franz auf das linke. Dieser nahm eine Aufforderung von Hürlimann, den er unterwegs antraf, jener eine solche von Dr. Rahn mit, nachdem Ziegler un-

1) Vgl. S. 71.

2) Die beiden Brüder Fritz und Franz Meyer, *1799 und 1801, jener Kaufmann, dieser Bezirksgerichtspräsident. Ein dritter Bruder war der oben erwähnte Pfarrer Maximilian M.

erbittlich den Sturm verweigert hatte, sich auf das der Regierung gegebene Wort berufend.

Die Bürgergarde, jetzt 5 bis 600 Mann stark, war an den Haupteingängen und verschiedenen Punkten der Stadt verteilt (vielleicht zu sehr zerstückt), beim Stadthause eine Reserve von 60 Mann; die Landjäger (Gensd'armes) bewachten das von den bedrohten Plätzen entfernt gelegene Zuchthaus. Von Seite der Stadtbehörde war Vorsorge getroffen, etwa um 10 oder 11 Uhr Fleisch, Brot und Wein nach Obersträß zu schicken, um das Volk zu speisen. Man glaubte, jene Leute würden warten, bis der See herankäme, und dann erst einrücken.

In Obersträß hatte sich das Volk zum Teil in den Weinschenken oder anderwärts zerstreut; die übrigen, vom Nachtmarsch ermüdet, lagerten herum und fingen an, Langeweile zu empfinden. Die zweistündige Frist verstrich, einzelne redeten vom Nachhausegehen u. dgl. Bernhard Hirzel glaubte, am See läuten zu hören. Er entschloß sich, zum zweiten Male vor den Riß zu stehen. Das Volk wurde versammelt, vier Mann hoch geordnet, die Bewaffneten (etwa 130—140) voraus; wenige mit geladenen Gewehren, da die meisten keine Munition hatten. „Freunde, jetzt muß mit Entschlossenheit gehandelt werden, ergreift die Stöcke, das dicke Ende in die Höh“ (so rief der feurige Führer); also hat der große Napoleon seine Siege erfrochten. Marsch!“ — und im geordneten Zuge rückte das Volk in die Stadt, grüßte freundlich die Zuschauer, jubelte beim Anblick der Bürgergarde und sang in frommer Begeisterung Gellerts Lied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“ usw. Unterwegs kam Dr. Rahn dem Pfarrer Hirzel entgegen und soll geraten haben, sogleich vor das Postgebäude zu ziehen, um von der Regierung die Antwort zu verlangen. Es scheint, daß Rahn auf unbedingte Passivität des Militärs sich glaubte verlassen zu dürfen. Bei der untern Brücke angelangt, ging Hirzel

mit der vordern Abteilung des Zugs über dieselbe nach der Storchengasse vor. Rahn hingegen führte die Nachkommen links ab, den neuen Quai am rechten Limmatufer hinauf und über die Münsterbrücke. „Sie kommen!“ so erscholl es durch die Stadt. Eine Menge Zuschauer drängte sich um die Bauern, und selbst der Münsterhof war voll Neugieriger, worunter Frauen und Kinder, die ruhig vor den Dragonern standen.

Als Bernhard Hirzels Zug sich dem Münsterhofe näherte, kommandierte Major Übel: Marsch! ließ links schwanken und sperrte, gegen den erhaltenen Befehl, die Storchengasse. Es entspann sich zwischen seiner und Hirzels Mannschaft ein Wortwechsel, den man verschieden erzählt. Es fiel ein Schuß, der in die Höhe ging, wahrscheinlich aus dem schlechten Gewehr eines Landstürmers. Die Dragoner drohten mit den Säbeln oder gaben flache Streiche. Die Bauern gaben Feuer (kaum aus einem Dutzend Gewehren) ohne zu treffen, und die Dragoner flohen. Ein Pferd stürzte auf dem Pflaster. Die Bauern ließen den Reiter ruhig seiner Wege ziehen und drangen auf den Münsterhof rechterhand gegen das alte Zeughaus vor. Inzwischen hatten sich einige Militärs in das Haus zur Waage geworfen und feuerten aus den Fenstern in die dichten Massen. Zwei Bauern fielen tot nieder. Andere, sowie einige Zuschauer, wurden verwundet. Hirzel, überrascht durch diesen Widerstand, gebot den Rückzug und ging mit den Bewaffneten (der Schweif seiner Kolonne hatte sich schon verloren) über die Münsterbrücke in Ordnung zurück. Er wollte den Zug vom See her abwarten.

Nicht lange nach Bernhard Hirzel war Dr. Rahn auf dem Münsterhofe eingetroffen. Seine nur mit Stöcken bewaffneten Leute hatten eben gesungen: „Kein Sperling fällt, Herr, ohne deinen Willen.“ Dann aber rückten sie hinter Hirzels Abteilung herum links in die Poststraße vor, aufgeregt durch den Anblick

der Toten, und stürzten mit wildem Geschrei auf die zwischen dem alten und dem neuen Zeughause aufgestellten Militärschüler los. Diese jungen Leute befanden sich leider im Fall der Notwehr und gaben, nachdem ein Offizier die Bauern vergeblich gewarnt hatte, auf acht Schritte Distanz eine Salve, wodurch ein Dutzend Unglücklicher niedergeworfen wurden. Die Andern flohen. Einige Dragoner verfolgten sie, und einer (der in königl. griechischen Diensten gestanden hat) hieb einem fliehenden zwölfjährigen Knaben über den Kopf. In einem Hui war der Münsterhof wie verödet, die Bauern in wilder Flucht über die Brücke begriffen, die Gassen mit Stöcken gleichsam besät, das Militär „Viktoria“ rufend: — da plötzlich ertönten von allen Kirchtürmen der Stadt die Glocken, und unter Trommelschlag setzte sich die Bürgergarde in Bewegung.

In diesem Augenblicke gebot die Regierung, von welcher mehrere Mitglieder schon ausgerissen waren, das Feuern einzustellen. Den Befehl getraute sich kein Diener auf die Straße zu tragen. Da stürzte der edle Hegetschwyl er hinzu, nahm das Papier vom Tische, trat auf die Straße, und an der Ecke des Hotel Baur winkte er mit dem Hute gegen die Dragoner hin und begann zu lesen. Lieutenant Fenner ritt herzu, nahm das Papier, las dasselbe und kommandierte seine Leute zum Abmarsch nach der Kaserne. Diese machten eine Schwenkung, und einer drückte sein Pistol rückwärts auf Hegetschwyl los und schoß ihn vor die Schläfe. Professor Ulrich Fäsi, der als Zuschauer auf der Straße war und sich nach Leuten umsah, die umherliegenden Verwundeten aufzuheben, nahm den Bewußtlosen mit Hülfe eines Bedienten auf und trug ihn ins Postgebäude. Dieser Schuß war der letzte.

Das Sturmgeläute der Stadt erfüllte die Regierungsglieder mit Entsetzen; sie verließen das Sitzungszimmer; einige verfrochen sich in die im Hofe stehenden Postwagen. Alle gingen

vereinzelt nach Hause, meist durch die Hintertüren. Nur der stämmige Regierungsrat und Oberst Fierz erklärte: „Ich gehe durch diejenige Türe hinaus, durch die ich eingetreten bin“, und zog durch alles Volk ruhig seines Weges. Auch keinem der übrigen wurde ein Haar gekrümmmt.

Ein Detachement Bürgergarde, etwa 60 Mann stark, geführt von Ziegler und Schultheß rückte vom Stadthause über den Münsterhof durch die Poststraße gegen das neue Zeughaus vor. Da öffnete sich dessen Türe, und eine mit Kartätschen geladene Kanone zeigte ihre drohende Mündung. Neben derselben stand ihr Kommandant, ein als feiler Knecht der Radikalen bekanntes Individuum.¹⁾ Auf dem Platze lagen noch mehrere Tote und schwer Blessierte, letztere wimmernd und ächzend. Die Bürgergarde machte Halt. In ihrer vordersten Reihe standen Familienväter, deren Söhne in der Militärsschule dienten. Keiner trat aus, sie blieben auf 30 Schritte vor dem Zeughaus am Ausgang der Poststraße ruhig stehen. Schultheß gab dem ersten Zug eine etwas schiefe Richtung, um ihn, falls das Stück losgebrannt würde, gegen die Wirkung des Schusses zu sichern. „Aber unser zwanzig hätte es doch weggepukt“, meinte er nachher. Ziegler ging allein auf die Kanone zu und erklärte dem Kommandanten, daß, wenn von dieser Seite gefeuert würde, es auch von der seinigen erfolgen soll. Der Mensch stammelte einige unverständliche Worte, ließ aber nicht feuern, und die Kanoniere versicherten hintennach, sie hätten eher revoltiert als geschossen. Es trat eine Pause ein, während welcher Ziegler die auf dem Platze liegenden Unglücklichen weggeschaffen ließ. Nach einigen Minuten rückten auch die andern Abteilungen der Bürgergarde von allen Seiten heran, das Sturmgeläute dauerte fort und erstreckte sich von Dorf zu Dorf bis jenseits der Thur. Der

¹⁾ Vergl. unten S. 76.

See bedeckte sich mit Schiffen von Bewaffneten,*⁾ es war ein ergreifender Moment. Bürgermeister Hefz befahl, das Zeughaus der Bürgergarde zu übergeben. Der Sieg der guten Sache war entschieden. Die Truppen, durch das Sturmgeläute in die größte Bewegung versetzt, zogen sich nach der Kaserne zurück, als unverzehens ein Zufall die entsetzlichsten Szenen herbeizuführen drohte, deren Abwendung wir, nächst Gott, dem unserem Volke innwohnenden religiösen Gefühle und seiner Sittlichkeit verdanken.

Ein Teil der zersprengten Bauern war zur Stadt hinaus und, wo nicht über alle Berge, so doch mindestens einige ohne sich umzusehen, bis über den Zürichberg gegen Dübendorf geflohen. Andere hatten sich in alle Winkel der Stadt verloren oder bei guten Bekannten verkrochen. Ein kleiner Trupp blieb beisammen und lief durch Stadelhofen. Hinter ihnen nach Spöndli und Hürlimann. Ersterer, außer sich vor Zorn, rief ihnen zu: „Haltet, haltet! kehrt um und schlagt die Strahlhaglen tot!“ Hürlimann lächelnd, folgt ruhigen Schrittes. „Wir haben“, sagte er zu einer bekannten naseweisen Frau, die, hinter dem Portal des Hauses zum St. Urban stehend, ihn über die Ursache dieser Retirade befragte, „ein kleines Scharmützel gehabt, leider ein paar Tote. Unsere guten Leute sind jetzt ein wenig erschrocken, ich werde sie draußen in Riesbach sammeln und dann wieder vorwärts führen.“ Inzwischen traf der erste Zug der lang ersehnten Schüzen vom See ein, etwa 40 Mann von Herrliberg und Küsnacht. Spöndli eilte ihnen entgegen und erzählte das Vorgefallene, worauf sie mit tobendem Lärm vorwärts zogen. Ein Trupp der geflüchteten Landstürmer hängte

*⁾ Spätere Anmerkung des Verfassers: „Der See bedeckte sich mit Schiffen“, aber nicht mit Bewaffneten. Auch waren es nicht zufahrende, sondern aus der Stadt abfahrende Marktschiffe, welche gleichzeitig und eilig dieselbe verließen.

sich ihnen an. Noch wußte Spöndli nichts von der Beendigung des Kampfes, daher er seine Männer fortwährend anfeuerte und sie ermahnte, Hegetschwylers Tod zu rächen. „Drum vorwärts ihr Strahlhaglen!“ rief er, seinen Spazierstock schwingend (denn weder er, noch Pfarrer Hirzel, noch sonst ein Landsturmführer waren bewaffnet), und mit raschen Schritten folgten ihm die erhitzten Genossen. Da kommt ihm mitten auf der Brücke Stadtrat Ghisi entgegen und kann ihm mit vieler Mühe begreiflich machen, daß das Schlagen ein Ende habe. Bei der Bank¹⁾ kommandieren sie Halt! Da rufen mehrere: „Seht dort das Haus (zur Waage), woraus geschossen worden ist; das muß gestürmt werden“. Gleich wurden ein halbes Dutzend Stutzer angeschlagen, als sich Spöndli gerade vor den Zug warf und die Läufe mit seinem Stocke in die Höhe drückte, wobei ihm Ghisi wacker zur Seite stand. Jetzt ein verwirrtes Geschrei „Schießt!“ „Nein!“ „Halt!“ usw. Gleichzeitig kam ein Hauf Volk aus der Poststraße hervorgelaufen; da glaubten einige, das Militär rücke wieder an; andere hielten jene Leute für Radikale und wollten auf diese schießen. Da packte Spöndli den wildesten der Kämpfen an der Gurgel, rüttelte ihn heftig und schalt ihn aus. Das wirkte; er wurde nun von den Kräftigsten unterstützt und bald darauf ging der Zug munter seines Weges. In der Poststraße wurde er von der Bürgergarde mit lautem Jubel begrüßt. Nun aber verlangten sie die Kaserne zu stürmen und marschierten darauf los. Da eilte der wackere Buchhändler Schultheiß nach: „Im Namen des Zentralkomitees! Halt!“ und das Zauberwort wirkte. Man traf einen Vergleich, die Kaserne soll beförderlich geräumt und dann besetzt werden. Dem Militär wurde die Weisung erteilt, die Uniform auszuziehen und in Kitteln oder Bürgerskleidern einzeln nach Hause zu gehen. Auch

¹⁾ Die „Bank von Zürich“, deren Kassier der Verfasser war, befand sich im Kunsthause zur Meise.

die Reiter machten sich einzeln außerhalb der Stadt auf den Heimweg. Einige trafen auf Landsturmhaufen, die ihnen aber kein Leid zufügten. Übel und Sulzberger versteckten sich in nahen Bürgershäusern und flohen des Abends nach Baden. Letzterer hatte sich in Weiberkleider gesteckt, wurde von einer Dorfwache angehalten und nach vielen Insulten erst auf sein Versprechen, den Kanton Zürich nie mehr zu betreten, wieder losgelassen.

Dem Haus zur Waag wurde eine Abteilung Bürgermilitär zur Sauvegarde gegeben. Große Volkshaufen umringten es, und zuweilen ließen sich Drohungen hören. Dann traten die Offiziere unter die Menge und erklärten den Leuten, daß der Hausbesitzer unschuldig sei, worauf sich das Volk jedesmal zufrieden gab. Abends wurde dieser Posten durch 48 Herrliberger verstärkt (wobei die nämlichen waren, die am Morgen das Haus hatten stürmen wollen). Dergleichen trägt man keinem Gesindel auf, wie der Korrespondent der Leipziger allg. Zeitung unsern Landsturm betitelt.

Die unglücklichen Verwundeten wurden für den ersten Verband auf das Stadthaus gebracht. Die Meisten waren tödlich getroffen. Ein Ratsdiener, aufgeregt durch diesen Anblick, trat zwischen ihre Lagerstätten und betete mit lauter Stimme: „Meine Lebenszeit verstreicht“ usw. Neugierige drängten sich hinzu, und die Ärzte wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie einem Toten, dem der halbe Kopf fehlte, das die furchtbare Verstümmelung verdeckende Tuch wegzogen. Der Saal war auf der Stelle geräumt. Nachher wurden die Verwundeten nach dem Spital gebracht. Eine Masse Volkes folgte ihnen nach. Das Portal des Spitals ward geschlossen; da hörte man Stimmen: „Ich will meinen Bruder sehen, ich habe meinen Sohn dabei“ usw. Man mußte nachgeben, und bald legte sich auch hier die Ungeduld. Mancher überzeugte sich, daß keiner der Seinigen unter den Unglücklichen sei, und konnte erst noch zur Beruhigung

gung anderer mitwirken. Ein Ableiter für die Massen war die nächst dem Spital stehende Predigerkirche. Dort waren die Toten zur Schau ausgestellt, deren Zahl sich in den ersten Stunden noch um einige vermehrte. Kaum 100 Schüsse sind gefallen, aber von diesen hat der dritte getroffen, und mehr als die Hälfte der Treffer hat getötet.*)

Der französische Botschafter, Graf Mortier, sah vom Balkon des Hotel Baur dem Kampfe zu. Da flog eine Kugel wider die Mauer, und weil zugleich gemeldet wurde, daß die Frau Gräfin ohnmächtig geworden sei, so zog sich der Graf in seine Appartements zurück. Gegenüber stand Frau Oberst B.¹⁾ auf dem Balkon ihres neuen Hauses; ihr Mann stand bei der Bürgergarde, der Sohn bei der Militärsschule; auch sie wurde durch eine an ihr Haus schlagende Kugel erinnert, das Näschen zurückzuziehen. Klüger glaubte es die Gattin meines Freundes anzustellen, der auf dem Münsterhofe wohnte. Sie hielt sich hinter den Jalousien; aber auch da blieb die Warnung nicht aus. Nur eine Hand hoch über ihrem und der neben ihr auf einem Stuhle zuschenden Kinder Häuptern schlug das Blei durch und fuhr in die Decke des Zimmers.

Die von den Leitern des Aufstandes zu einer provisorischen Regierung aussersehnen Männer waren mittlerweile auf das Stadthaus eingeladen worden und hatten sich fogleich eingestellt. Ein paar Stunden später erschienen zwei Proklamationen, die eine, wodurch diese Männer ihre Konstituierung anzeigen, die andere von Seite des Zentralkomitee, worin dasselbe das Volk

*) Später Anmerkung des Verfassers: „Kaum hundert Schüsse sind gefallen.“ Es waren doch etliche hundert, denn neben den einzelnen Schüssen rasselte zweimal oder dreimal ein artiges Pelotonfeuer. Immerhin bleibt die Zahl der Getroffenen eine bedeutende, was sich aus dem nahen Zusammenstoß erklärt.

¹⁾ Gattin des oben erwähnten Oberstlieut. Georg Bürkli.

zur Ordnung und Mäßigung ermahnt. Letztere, von Dr. Rahn verfaßt, ist ein Meisterstück, obſchon das Werk weniger Minuten. Ein tiefes religiöſes Gefühl hat dieselbe diktiert, und wie mir ein Freund versicherte, floß ſie dem Verfaffer aus der Feder, ohne daß hernach eine einzige Korrektur nötig gefunden ward. Vom Rathause herab, wo die Zürcherfahne aufgepflanzt wurde, und in der Fraumünsterkirche erfolgte die Mitteilung dieser Proklamationen an das Volk, das der neuen Regierung ein lautes Vivat brachte. Den eben abfahrenden St. Galler und Berner Postwagen wurden diese Aktenstücke reichlich mitgegeben, und alle Passagiere hielten deren in der Hand. Graf Mortier stattete dem Präsidenten der neuen Regierung ſogleich ſeinen Besuch ab. « Vous avez fait une belle révolution, » ſagte er nebst andern Schmeicheleien.

Von Mittag an und im Laufe des ganzen Nachmittags kamen nun erst die großen Landsturmhaufen aus den entfernten Seegemeinden, Meilen, Männedorf, Stäfa. In Meilen hatte Franz Meher das Volk angeredet; da ſich Unſchlüſsigkeit zeigte, war eine Frau vor die Leute getreten: „Seid ihr Männer? Nein! Ihr ſeid Hasenfüße; trüg ich Hosen, längst wäre ich auf dem Wege nach der Stadt!“ Da brach ſogleich ein Trupp auf, und später folgten die andern. Ihr Einzug in Zürich, sowie derjenige der Landsturmhaufen aus Uster, Wetzikon, Wald uff. war imposant. Es waren wohlgeordnete Züge mit Trommeln und Fahnen, voraus die Scharffschützen mit ihren ſchweren Stužern (14—18 Pfund wiegend), dann die uniformierte Infanterie, nach dieser die übrigen, mit Feuergewehr verſehenen, dann die Morgensterne, Hellebarden,¹⁾ ſogenannte Kurzgewehre, Sensen, Axté und am Schlufje eine lange Reihe mit gewaltigen Prügeln und Sparren. Selten war ein Offizier ſichtbar, denn

¹⁾ Vergl. S. 80 unten.

im Landsturm dient es sich viel angenehmer als gemeiner Mann; aber mancher angesehene Herr zog in den Reihen des Volkes, ein wesentliches Mittel, Erzesse zu verhüten. Da sah man den reichen Bankier Schultheß mit den Erlenbachern, und den jungen Erich Benzel-Sternau mit den Herrlibergern einziehen. Aber auch eine Menge unbewaffnetes Volk kam herbei, und ob schon ganze Scharen fogleich wieder abzogen, so wogten doch viele Taufende durch die Straßen, aber alle mit freudigen Gesichtern, und nirgends gab es Zank oder Streit. Überhaupt hat kein Erzess diesen Aufstand entehrt. Zwar wurden bei Besetzung der Kaserne tumultuarisch die dort vom Militär zurückgelassenen Gewehre weggenommen; aber diese sowohl, als die im Laufe des Tages aus dem Zeughaus ohne irgend eine Kontrolle unter das Volk ausgeteilten, im ganzen circa 1800 Stück, sind späterhin alle bis auf vier einzige zurückgebracht worden.

Auf dem Paradeplatz und in der Fraumünsterkirche wurde das Volk gespeist. Schon am frühen Morgen hatte der Stadtrat fünf Ochsen schlachten lassen, und aus den Kellern der Stadt wurden 70 Saum Zürcherwein (kein Champagner) ausgetragen. Da drängte sich freilich mancher hinzu, mit dem Vorgeben, er sei auch zu Hülfe gekommen, und man sah mitunter einen Betrunkenen. Die Notwendigkeit wurde einleuchtend, diesen Massen für die Nacht eine Art Organisation zu geben, um sie einigermaßen unter Aufsicht zu haben, zumal noch mehrere erwartet wurden, wie denn auch wirklich noch bei Einbruch der Nacht 400 Wädenswiler und 400 Richterswiler einrückten.

Ein paar Taufend erhielten Quarterbillets zu den Bürgern. Alle betrugen sich brav und gut, einige gaben sogar Trinkgelder, und andere brachten ihren Wirten einige Zeit hernach freundliche Geschenke an Trauben, Obst u. dergl. Die übrigen wurden in vier provisorische Bataillons formiert und in die vier Pfarrkirchen der Stadt logiert; einige hundert in den Nachbar-

gemeinden. Am folgenden Tag sollte dann alles Volk feierlich abgedankt werden und eine Garnison von ein paar Tausend regulierten Milizen mit Artillerie den Dienst übernehmen, bis zu erfolgter Konstituierung der neuen Regierung und deren Anerkennung durch die andern Kantone. So endigte der für Zürich so denkwürdige 6. September.

Die provisorische Armee.

Wenn der Herr die Stadt nicht behütet,
so wacht der Wächter umsonst.

Auf der Bank bei verrammelten Türen eingesperrt, hatte ich neben drei meine Empfindungen teilenden wackern jungen Männern untätig den Ereignissen des Tages zusehen müssen. Als ich nach Beendigung des Kampfes einmal ausgehen durfte, traf ich Spöndli an. Seine Worte: „Ach, mein lieber M., warum haben Sie uns verlassen? wir haben Sie sehr vermisst.“ zerschnitten mir das Herz. „Es war ein entsetzlicher Tag.“ fuhr er fort. „Ein schöner Tag.“ fiel ich ein, „und Sie haben sich gehalten wie ein Schweizer und wie ein Held.“ „Ein schöner Tag, will Gott.“ erwiderte er, „in seinen Folgen; aber dennoch möchte ich keinen zweiten erleben. Eine Revolution ist und bleibt ein greuliches Ding.“ Gegen Abend wurde mir erlaubt, einer Einladung, die ich von Ziegler aufs Stadthaus erhielt, Folge zu leisten. Es handelte sich um die Übernahme eines Kommandos bei der provisorischen Armee, wozu wenig Liebhaber sich zeigten. Mehrere Offiziere zogen vor, bei der Bürgergarde zu bleiben. Ich erklärte, allenthalben hinzugehen, wo man mich hinstellen wolle. Da kam ein besoffener Kerl, den man Feldweibel nannte, und sagte, das Volk auf dem Paradeplatz fange an ungeduldig zu werden, daß es keine Offiziere und keine Gewehre erhalten. Ich hing also einen Säbel um und übernahm

einen Haufen Volk, der in zwei Glieder aufgestellt war, die meisten von Küssnacht und Erlenbach, dann von Kyburg und andern Orten. Die führte ich zum Beughause, gab ihnen Gewehre und jedem fünf Patronen in seine Rocktasche und marschierte dann, da es eben dämmerte, in aller Stille, ohne Trommelschlag mit ihnen zur Predigerkirche. Es waren 110 bis 120 Mann und ich der einzige Offizier. In der Kirche standen etwa 50 bis 60 Wehntaler Bauern (aus der Gegend von Regensberg) um einen Sarg herum und sangen das Lied: „Wie sicher lebt der Mensch, der Staub.“ Als ihr Gesang beendigt war, äußerte ich, alles unbewaffnete Volk solle die Kirche räumen. „Was fällt Ihnen ein?“ sagte mir ein Kirchenvorsteher, „diese Leute gehören alle zu Ihrem Bataillon und werden hier übernachten. Auch heißt es, daß später noch einige Hunderte aus dem Bezirk Hinwil hinzukommen sollen.“ Einen Militär pflegt es sonst zu freuen, wenn man ihm Verstärkung ankündigt; diese Freude empfand ich nicht. Bald darauf kam Hans Ziegler¹⁾ (Bruder des Obersten) mit der Anzeige, es könnte in der Nacht vom rechten Limmatufer herauf ein Überfall von den Radikalen versucht werden. Er selbst befehligte den Außenposten der Bürgergarde nach jener Seite hin und wünschte Verstärkung. „Nimm dir von meinem Volke, so viel du willst,“ war meine Antwort. Er: „Mir genügen 20—30 Mann; aber gib mir einen guten Offizier.“ Ich: „Es ist überhaupt nur einer da und zwar ein sehr mittelmäßiger, der bin ich, der Kommandant dieses Postens; also muß ich hier bleiben. Sobald aber Schüsse fallen, warte ich keine Ordre ab, sondern eile dir mit all diesem Volke zu Hilfe.“ Er, ehemaliger holländischer Offizier, warf bei diesen Worten einen vielsagenden Blick auf meine Mannschaft, nahm seine Verstärkung in Empfang und zog ab. Nun hatte ich aber

¹⁾ Früher Major in niederländischen Diensten.

doch einen Offizier von der Straße weggekapert, den Banksekretär Albert Ott,¹⁾ der mir auch treffliche Dienste leistete. Das erste, was nun mit meiner Mannschaft, die ich notdürftig eingeteilt und mit Führern, die nachher nie zu finden waren, versehen hatte, vorzunehmen war, betraf das Essen und Trinken. Sie klagten sehr über Durst und waren mit den ersten Gläsern nicht nur sehr zufrieden, sondern stimmten feierlich das Lied an: „Wir danken Alle Gott.“ Einige aber hatten die im Chor liegenden Toten gesehen, und gleich bei unserer Ankunft war wieder ein Sarg aus dem Spital gebracht worden. Das machte einen tiefen Eindruck auf die Leute.

In unsern Kirchen haben die Männerstühle bewegliche Sitze zum Auf- und Niederschlagen. Steht man außerhalb der Kirche, so hat das Herunterschlagen eines solchen Sitzes eine täuschende Ähnlichkeit mit einem fernen Schusse. Ich stand draußen bei den Schildwachen: „Manschieszt! — „wieder ein Schuß!“ — „Seid ruhig, es sind nur Kirchenstühle.“ „Nein, nein, Herr Hauptmann; schon wieder einer, die Straußen kommen.“ Bah, dachte ich, ein kleiner Alarm mag auch nichts schaden, trat in die Kirche, zog den Säbel und rief: „Raus, ihr Leute!“ Nun hatte ich freilich vollauf zu tun, um sie in der Kirche noch vom Laden abzuhalten. Draußen erst erklärte ich ihnen die Ursache des falschen Lärms, ermahnte sie ruhig zu bleiben und ließ dann wieder abtreten.

Nun ging es aber wieder ans Trinken; an eine ordentliche Austeilung war nicht zu denken. Ott war von mir auf Patrouille ausgesandt worden, und die sich so nennenden Unteroffiziere hatten die ersten Räusche. Ich habe bemerkt, daß sich die ordentlichsten Männer dies beikommen ließen, und vermute, es sei geschehen, um sich die Furcht zu vertreiben. Indessen

¹⁾ Albert Ott-Schön, *1810.

bestimmte mich der Zustand meiner Mannschaft zu der Maßregel, alle Gewehre außerhalb der Kirche aufzustellen zu lassen, um dieselben im höchsten Notfall den Händen nüchterner Leute zu überliefern. Gegen Mitternacht, als es eben ein wenig laut herging, erschien eine Deputation des Zentralkomitees, deren Wortführer, ein mir bekannter Geistlicher, vor der Kirche einige Worte mit mir wechselte. Dann trat er ein, die Mannschaft saß in den Kirchenstühlen —; „Gott grüß Euch, christliche Freunde.“ Die Leute sahen ihn verwundert an, behielten die Hüte auf dem Kopf, indeß er den seinigen in der Hand hielt. „Wir sind Abgeordnete des Zentralkomitees.“ Alle Hüte flogen ab, alle Gesichter veränderten sich, alle Häupter erhoben sich wie zur Predigt. Dann fuhr der Redner fort, man möge den schön begonnenen Tag würdig beschließen; nicht nur Tapferkeit ziere den christlichen Streiter, sondern vorzüglich auch der Gehorsam gegen den Führer, besonders gegen einen so würdigen, wie dieser, der das unbedingte Zutrauen des Zentralkomitees genieße. (Dieser war indessen der einzige in der Versammlung, der den Hut auf dem Kopfe behielt und dazu ein Gesicht machte, als wünsche er die Schafe und den Hirten zu allen bösen Geistern.) Die Anstrengungen seien groß gewesen, der Weg weit, deshalb eine Ermüdung erklärlich sei; indessen werde es am Nötigsten zu ihrer Erfrischung nicht gefehlt haben. Darauf allgemeine Antwort: „Ja, ja, wohllehrwürdiger Herr Pfarrer, datwider ist nichts einzuwenden; wir haben unsere Sache in aller Ordnung erhalten“. „Schön, das freut mich, fuhr der Pfarrer fort, so eben recht, nicht zu viel und nicht zu wenig; das ist das Wahre,“ und erinnerte dann namentlich, wie man in solcher Stellung sich vor allzu starkem Trinken hüten müsse. Da trat Einer, der tüchtig geladen hatte, vor den geistlichen Herrn hin und sprach sehr ernsthaft: „Das ist der rechte Punkt, wohllehrwürdiger Herr; das sage ich den Leuten beständig: der Wein macht los“

„Leute, und stark Getränk macht wilde; wer dazu Lust hat,
„wird niimer weise, wie es heißt in den Sprüchen Salomonis
„im 20. Kapitel,¹⁾ und ich füge hinzu: und das ist besonders
„wichtig beim Militär, denn wenn nicht jedermann unbedingt
„unserm Herrn Hauptmann, ich will sagen, unserm Herrn Oberst
„gehorsamet, wie sollen wir dann im Stand sein, uns zu wehren
„für unsern Glauben?“ Der Pfarrer sah den Mann an und
erwiderte dessen Rede mit ein paar sehr gedehnten: Ja—Ja—
hm—hm—, nahm aber bald wieder den Faden seiner eigenen
Rede auf und äußerte, das Zentralkomitee (mouvement de
curiosité) habe alle Ursache zu vermuten, daß die Nacht voll-
kommen ruhig ablaufen werde. Immerhin sei Wachsamkeit emp-
fehlenswert, aber ein bisschen Schlaf möge auch nichts schaden,
und so wünsche er Allen eine ruhige Nacht. Beim Fortgehen mußte
der fauertöpfische Hauptmann auch eins abkriegen. „Ein schöner
Tempel, diese Predigerkirche, und so geräumig. Wir erwarten
noch in dieser Nacht 800 Mann aus dem Bezirk Hinwil . . .“
„Vor Donnerwetter“, fiel ich ein, „ich habe mehr als genug an
diesen hier.“ Er lächelte und drückte mir kräftig die Hand.
Inzwischen ward es in der Kirche still. Die Leute schliefen
ein paar Stunden; mit Anderen trieb sich der rührige Ott die
ganze Nacht auf Patrouillen herum. Ich selbst empfand eine
Betäubung, die mich weder schlafen, noch zu völliger Münterkeit
kommen ließ, und es wandelte mich ein wahres Heimweh an,
wenn Patrouillen der Bürgergarde vorüberzogen. Seit der
vorigen Nacht, wo ich so glücklich mich gefühlt hatte, schien mir
eine halbe Ewigkeit verstrichen zu sein. Das Gewühl des Tages,
das Wogen der Volksmassen auf den Brücken, der Lärm in der
Kirche, alles dies fuhr mir ganz wunderbar im Kopf herum.
Die Nacht war sternenhell; aber sie dauerte mir gar zu lange.

¹⁾ Sprüche Sal. Kap. 20, 1 nach Luther.

Einmal kam Oberst Ziegler als Stabsrunde. „Soll ich die Leute herausrufen? Sie schlafen und sie sind am besten, wenn sie schlafen.“ „Pah, laß sie doch ein wenig sehen.“ Das Ausrücken ging langsam, und seither bin ich schon oft über mein „Bataillon“ weidlich aufgezogen worden. Gegen 3 Uhr kamen die meisten heraus zu den Gewehren, völlig nüchtern und zufrieden, und so verplauderte ich mit diesen nun ganz sittsamen und willigen Leuten die übrigen Stunden bis nach 6 Uhr. Dann bestellte ich meinen Subalternen zum Kommandanten der Kirche und der Mannschaft und ging auf die Bank an die gewohnten Geschäfte.

Einige Stunden später, etwa um 11 Uhr Mittags (Samstag den 7. September) ward auf dem Münsterhof und Paradeplatz große Volksmusterung abgehalten. Diese war überaus imposant. Die provisorischen Bataillone und alles in und um die Stadt versammelte Volk rückten zusammen und bildeten mit den Zuschauern eine Masse von 20 – 22,000 Menschen, welche von Hürli-mann, Rahn und andern angeredet ward. Mit kräftigen Worten des Dankes und Ermahnungen zu ruhigem Betragen wurde das Volk entlassen. Dann gaben die Bewaffneten ihre Gewehre an das Zeughaus zurück, und unter Trommelschlag und Absingung vaterländischer Lieder zogen Alle der Heimat zu. Als meine Schaar, von Ott geführt, an der Bank vorüberzog, wurden sie mich am Fenster gewahr, grüßten freundlich und schwenkten die Hüte. Abends 4 Uhr war kein Landstürmer mehr in der Stadt, und kein Fremder konnte bemerken, daß eine Revolution vorgegangen war.

Indessen waren die ersten zum Schutz der neuen Regierung einberufenen Milizen eingerückt, und die Bürgergarde bezog fortwährend die Wachen. Zufälligerweise fügte es sich, daß sich bei jenen mehrere straßisch Gesinnte als Offiziere befanden, und dies gab bei der aufgeregten Stimmung der Bürgerschaft Stoff

zu vielerlei Besorgnissen und Verdacht. Hinwieder war den Straußen (wie in diesen Tagen die Radikalen ohne Ausnahme genannt wurden) in ihren eigenen Häusern bange. Einige hatten sich außer den Kanton geflüchtet, andere zur Selbstverteidigung sich mit Munition versehen, letzteres besonders da, wo ihrer mehrere beisammen wohnen, wie dies in den Gemeinden Hottingen, Wipkingen, Höngg und andern, nächst Zürich gelegenen der Fall war. Darüber gingen die abenteuerlichsten Gerüchte herum. Bald sollte in Winterthur, bald in Regensberg ein radikales Korps beisammen sein, indes dort jedermann froh war, in Ruhe verbleiben zu können.

An diesem Samstag Abend legte sich der bekannte ehrbare Bürger ruhig zu Bett und dachte, diese Nacht bringt ihr mich nicht heraus. Gegen 11 Uhr wecken ihn Flintenschüsse, die in der Nähe rasch losgingen, und einige Kerls rennen wie rasend durch die Gasse und rufen: „Hört Ihr's, wie sie schießen; jetzt gehts erst recht an!“ „Wer da?“ „Gut Freund!“ — „Boz Hagel, jetzt heißtts nicht mehr Gutfreund; halt ihm das Bajonett entgegen!“

Die Leute im Hause waren erschrocken, und die sonst so mutige Ehefrau fürchtete sich nicht wenig. Ihr Ehemann hatte sich indessen in Eile angekleidet, und da er wirklich glaubte, es drohe ein Überfall, so empfahl er den Seinigen nicht ans Fenster zu treten, lud schnell sein Gewehr und stürzte sich auf die Straße hinaus. Da stand der 68 jährige Major Meier,¹⁾ den Spazierstock unter dem Arm und gelassen die Handschuhe anziehend: „Was zum T..... ist das für ein Lärm,“ rief er, „da meinen diese Torenbuben gleich, es komme der Feind, wenn einem solchen Lappi (dummen Jungen) das Gewehr losgeht und die andern Narren auch ins Blaue schießen.“ Es war finster, und so konnte

¹⁾ Heinr. Meier-Pestalozzi, geb. 1771.

der wackere Alte nicht bemerken, daß der jüngere Nachbar feuerrot wurde und sich schämte, geladen zu haben. Da kommt Spöndli angerannt mit gezogenem Säbel: „Was gibts?“ fragte ich ihn. „Man vermutet einen Mordanschlag wider den Antistes (Vorsteher der Landeskirche, der in Hottingen, nächst der Stadt wohnt).“ „Glaubt doch nicht solche Dummheiten,“ brummte der Alte, „meint Ihr, die Radikalen seien so verrückt, um von ferne an so etwas zu denken und sich vom Volk in Stücke zerreißen zu lassen?“ Ich: „Wir gehen hin zum Antistes, und kommt etwas, so leiten wir den Widerstand, bis Verstärkung aus der Stadt kommt.“ Gesagt, getan. Nun war draußen vor der Stadt noch eine Abteilung Landsturm zurückgeblieben, um einige Posten besetzt zu halten. Die hatten auf einen Reiter, der auf „Werda“ nicht antwortete, geschossen, und daraus war der Lärm entstanden. In Riesbach und Hottingen war Alles auf den Füßen, in allen Häusern Licht, ein Tumult von Wachen, Patrouillen und Konden, ein Wirrwarr von Befehlen und Widersprechen, eine Kampfslust und Verzagtheit, kurz ein Spektakel, der mich in die munterste Laune versetzte. Wir waren ohne Lösungswort, aber auf meinen gewaltigen Ruf: Zentralkomitee (wovon nebst Spöndlin noch einer mit mir war) ließ man die beiden Herren und ihren Kriegsknecht respektvoll passieren. Das Haus des würdigen Antistes war mit Bewaffneten umgürtet, und diese waren so erhitzt, daß sie sich beinahe untereinander herumgeschossen hätten. Getrost ging ich nach Hause und ließ mich nicht mehr im Schlaf stören.

Noch toller war Sonntag nachts das Gerücht, die Radikalen (deren geflüchtete Häupter sich in Baden befanden) rücken an beiden Limmatufern heraus. Ziegler maß demselben anfangs keinen Glauben bei; aber angesehene Gemeindevorsteher beteuerten, diese Nachricht aus dem Munde ehrenhafter Männer zu haben, deren einer die Züge mit eigenen Augen gesehen und jeden auf

300—400 Mann geschäkt habe. Das schien denn doch ein wenig verdächtig, selbst dem besonnenen Stadtcommandanten, und er ließ die Truppen unter das Gewehr rufen, wobei er die lobenswerte Maßregel traf, nicht Alarm schlagen zu lassen, sondern die Leute durch Nachtwächter zu wecken. Dies ging ganz schnell und machte keine unnütze Verwirrung. An dem Gerüchte selbst war kein wahres Wort.

Um frühen Morgen des Montags kam ein Weib atemlos gerannt, mit dem Bericht, es kommen mehrere hundert Mann über den Albis herein. Dies war allerdings wahr, nur waren es keine Bewaffnete, noch weniger Feinde, sondern Gemeinde-Deputierte des Bezirkes Aarau, die dem großen Schauspiel dieses Tages beizuwohnen kamen.

Die Schlusszenen.

Schlägt Hand in Hand
Und knüpft das Band
Für Freiheit und fürs Vaterland!

Am Montag (9. September) trat nun der nämliche Große Rat zusammen, den man auszujagen gedachte. Außer den Geflüchteten trafen fast alle Mitglieder ein, und ein Versuch der Radikalen, die Sitzung dadurch zu vereiteln, daß weniger als die zur Beratung gesetzlich erforderliche Anzahl sich zusammenfände, schlug gänzlich fehl. Es hätten 104 genügt, und es kamen 137. Mancher wäre freilich gern weggeblieben, aber er getraute sich nicht. Zugleich strömten aus allen Gegenden des Landes zahlreiche Deputierte der Gemeinden herbei, und indes die Mitglieder des Großen Rats im Großen Münster sich versammelten, das mit einer starken Militärwache zum Schutz der obersten Landesbehörde versehen war, bewegten sich jene in langen Zügen (ver-

steht sich unbewaffnet) der Fraumünsterkirche zu. Es war ein prächtiger Tag, und da alle diese Männer in ihren Sonntagskleidern erschienen, gewann das Ganze ein feierliches und ernstes Ansehen. Besonders imposant war der schon erwähnte Zug des Bezirks Aarau und derjenige des Bezirks Andelfingen, welch letzterer wegen der großen Entfernung, ersterer durch den Einfluß der Regierungsbeamten am Freitag bei dem Landsturm untätig gewesen waren und nun ihre rege Teilnahme an der guten Sache ebenfalls kundgeben wollten. In der Fraumünsterkirche sprach das Zentralkomitee zu den Deputierten über die zu Beruhigung des Landes und Sicherung des Errungenen zu treffenden Schritte. Dann ergoß sich diese stattliche Versammlung gleich einem brausenden Strom über die Brücke dem Grossmünster zu, um als Zuhörer den Verhandlungen des Grossen Rates beizuwohnen. Dieser beriet ungestört die obwaltenden Verhältnisse, und ein paar kühne Radikale stellten, ohne daß sie jemand unterbrach, ihre Gegenanträge. Aber mit einer an Einmut grenzenden Majorität anerkannte die Behörde die provisorische Regierung, erklärte den eigenen Austritt und verfügte die Erwählung eines neuen Grossen Rates. Wie dieses beschlossen war, vermochte das Volk sich nicht länger zu halten und brach in einen lauten Jubel aus; aber keinem Mitglied der Behörde widerfuhr die geringste Kränkung.

Damit war die Revolution sanktioniert, die Landesverfassung blieb unverändert, und es sind seitdem nur die ersten Regierungsbehörden neu und besser besetzt worden.

In der folgenden Nacht verschied der patriotische Hegetschwäher, dessen feierlicher Leichenzug (Donnerstag den 12. September) die letzte der großartigen Szenen dieser denkwürdigen Tage bildete. Füglich darf dieser Edle jenem Römer verglichen werden, der zur Rettung der Vaterstadt sich in den Verderben hauchenden Schlund stürzte und mit Preisgebung seines Lebens

daßjenige der Mitbürger rettete. Hegetschwälers Andenken wird fortleben, wie der vaterländische Dichter gesungen hat:

Solang an Zürichs Seen
Die Christenkirchen stehn.

Und ebenso lange wird, so Gott will, diese von Tausenden in reiner Absicht unternommene Schilderhebung unsrer Nachkommen in später Zeit zum bleibenden Segen gereichen.